MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81453-4

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

BAXMANN, RUDOLF

TITLE:

FRIEDRICH SCHLEIERMACHER...

PLACE:

ELBERFELD

DATE:

1868

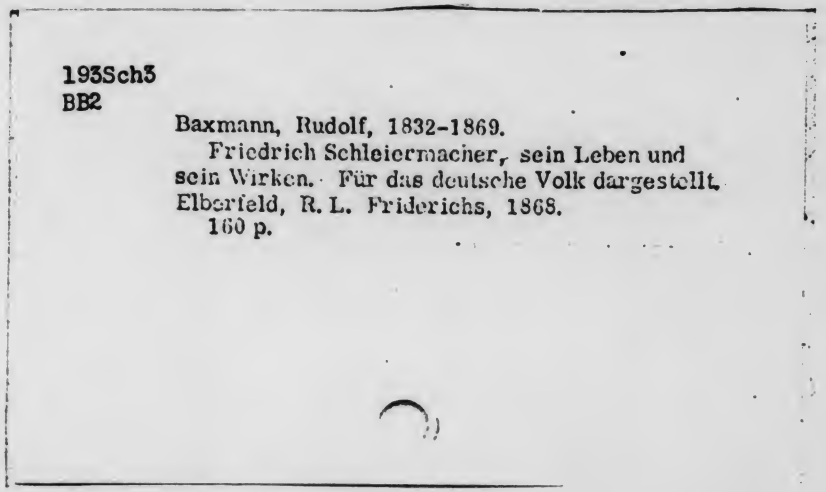
Master Negative #

93-81453-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



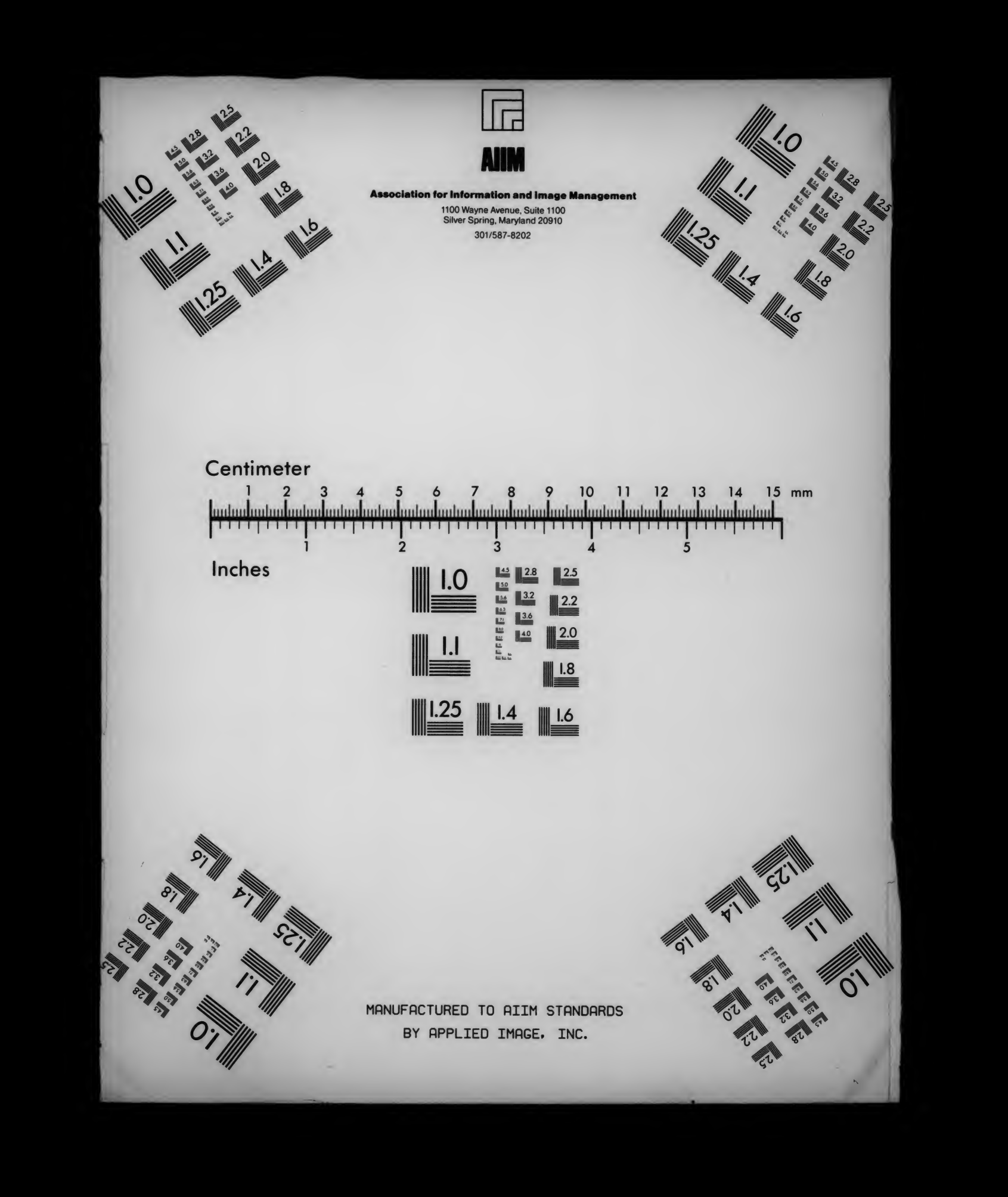
193Sch3
BB2

Baxmann, Rudolf, 1832-1869.
Friedrich Schleiermacher, sein Leben und sein Wirken. Für das deutsche Volk dargestellt.
Elberfeld, R. L. Friderichs, 1868.
160 p.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 5/28/93 INITIALS F.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

193 Sch 3 B B2

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1898
Given anonymously

HAMBURG.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Friedrich Schleiermacher.

Friedrich Schleiermacher.

Sein Leben und sein Wirken

für das deutsche Volk.

Dargestellt

von

Rudolf Baxmann, Lic. theol.
Inspector des evang. Stifts und Privatdocenten an der Universität zu Bonn.

Elberfeld 1868.
Verlag von R. L. Friderichs.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Friedrich Schleiermacher.

Friedrich Schleiermacher.

Sein Leben und sein Wirken

für das deutsche Volk.

Dargestellt

von

Rudolf Baxmann, Lic. theol.
Inspector des evang. Stifts und Privatdocenten an der Universität zu Bonn.

Elberfeld 1868.
Verlag von R. L. Friderichs.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Elberfeld.

1 Apr. '93. C.H.
JAN 21 1909 Hannasowitz. 13

Inhalt.

Seite:

1. Schleiermachers Bedeutung 1

Der erste Lebensabschnitt:

Die Kinder- und Bildungsjahre (1768—90).

2. Die Vorfahren 4
3. Die eigenthümliche Entwicklung im Elternhause 7
4. Die Erziehung bei den Herrnhutern in Niesky und Barby . . 13
5. Schleiermacher als Student in Halle und Drossen (1787—90) 27

Der zweite Lebensabschnitt:

Die Lehrlings- und Wanderjahre (1790—1809).

6. Das Candidatenleben in Schlobitten, Drossen und Berlin (Herbst 1790 bis April 1794) 35
7. Die Adjunctur in Landsberg (1794—96) 43
8. Schleiermacher als Charité-Prediger in Berlin (1796—1802) . 47
9. Die Berliner Kreise und die Reden über die Religion (Potsdam) 52
10. Schleiermachers Monologen und Schlegels Lucinde. 65
11. Ehescheidungs- und Eheschließungsgedanken 72
12. Schleiermachers Leben in Stolpe (1802—1804) 78
13. Die Professur in Halle und die Zeit der Erniedrigung Deutschlands 84
14. Schleiermachers Verlobung und Heirath (Berlin) 102

Der dritte Lebensabschnitt:

Ehe- und Meisterjahre (1809—34).

15. Die Freiheitskriege und ihre nächsten Folgen (1809—16) . . . 109
16. Die Union der evangelischen Kirche 1817 119
17. Der Familien- und Freundeskreis. Wissenschaftliche Leistungen 126
18. Die Demagogenverfolgung 140
19. Der kirchliche Streit 145
20. Die letzten Tage. Sein Charakter 154

Druckfehler:
Seite 63 Zeile 8 lies „unmittelbare" statt „und mittelbare".

260432

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

1.

Schleiermachers Bedeutung.

Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an.
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Dort ruhn die starken Wurzeln deiner Kraft.

So lautet die goldene Regel des Dichters. Wie ihr ein reichbegabter und gesegneter Mann, dessen Name beim Nahen seines hundertjährigen Geburtstages mit Ehren genannt werden darf, so weit die deutsche Zunge klingt, Schleiermacher, in einem vielbewegten Leben gefolgt ist, welche mächtige Gewalt in dem gerade ihm vor Vielen in besonderer Weise eingeborenen Triebe der Vaterlandsliebe hervortrat und in den trübsten, schmachvollsten Zeiten deutscher Geschichte erhebend und begeisternd wirkte, das ziemt sich für den Enkel anschaulich darzustellen und mit dankbarem Sinne zu betrachten. Ist es doch auch sonst ein Mann gewesen, der in der Welt des Geistes einen hervorragenden Platz für seine Zeit einnahm. Einen schönen duftenden Kranz von Tugenden hat er in seinem häuslichen Leben als Sohn und Gatte, als Vater und Freund winden und tragen dürfen. Als gläubiger Christ hat er gelebt und ist er gestorben; im stillen Kreise der Seinen und auf dem offnen Markt des Lebens hat er den Namen des Herrn bekannt, ohne Scheu und Furcht vor den Menschen zur Rechten und zur Linken, hat auf Katheder und Kanzel, mit dem freien Manneswort und mit scharfer Feder gelehrt und gestritten, im treuen Dienst des unvergänglichen Namens Jesu Christi, damit dessen reine beseligende Gottesliebe in Vieler Herzen aus den verlöschenden Kohlen wieder aufflammte

COLUMBIA UNIVERSITY

und seine lichte, friedreiche Gotteserkenntniß aus dem grauen Aschenstaub wieder hell aufleuchtete. Ein Ehrendenkmal steht für ihn längst in den Hallen der Wissenschaft. Mehr als ein Gebiet menschlicher Erkenntniß und Gelehrsamkeit hat er mit seltener Kraft beherrscht. Er war ein sprachgewandter Mann, der mit jenen alten tiefsinnigen Philosophen der Griechen vertrauten Verkehr pflog und zuerst es wagte, die Werke des „göttlichen" Plato in großem Style in unsere Muttersprache zu übertragen, wie wenn der erhabene Denker auch deutsch geredet hätte, wie wenn wir Deutsche noch im Stande wären, griechisch zu denken, mit der Ursprünglichkeit und Frische des Gedankens, die der Herr der Welt schon in den Kindheitstagen der Menschheit ihren großen Genien verlieh. Ja auch selber ein scharfsinniger, genau abwägender, aus dem Eigenen schöpfender Denker hat Schleiermacher früh an dem Aufbau eines eigen gearteten Systems der Philosophie gearbeitet und im Gegensatz zu allen einseitigen Richtungen den Geist als die Gotteskraft dargestellt, der eine große Aufgabe zugefallen ist, um die Herrschaft über die irdische Welt nach Gottes Willen und Gesetz zu erwerben und zu bewahren. Man weiß endlich auch in weiten Kreisen, daß er als Theolog und Geistlicher in der Hauptstadt des preußischen Landes sich hohe Verdienste um die theologische Wissenschaft fast in allen ihren Fächern und um den Aufbau der evangelischen Gemeinde von innen heraus erworben hat. Es wird sich nicht läugnen lassen, daß mitten in dem zersetzenden Strom der modernen Bildung und Wissenschaft, mitten unter den Gewaltmaßregeln des modernen Militärstaates und büreaukratischer Bevormundung all sein Streben und Ringen darauf ging, den religiösen und kirchlichen Mächten ihr unverjährbares, ewiges Recht zu wahren. Gern hat man ihn darum einen „Kirchenvater" der Neuzeit genannt, und einer seiner ältesten Schüler, der Kirchenhistoriker Neander, als er bewegten Herzens

im Jahre 1834 seinen Zuhörern den Tod des unvergeßlichen Mannes meldete, mit dem er noch lange gemeinsam an der Berliner Universität gewirkt hatte, konnte nicht anders urtheilen, als daß ein Mann dahin geschieden sei, von dem ab eine neue Epoche der Theologie datire.

Sehen wir dies vielbewegte Leben, das Schleiermacher von 1768 bis 1834 unter drei preußischen Regenten, Friedrich II. Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. geführt hat, in seinen einzelnen Wechselgängen an, wie allmählich die verschiedenen Kräfte und Elemente seines eigenthümlichen und doch so sehr auf das Allgemeine angelegten Wesens sich entfalteten: so wird es uns wie ein Spiegel zur Lehre und Warnung, wie ein Sporn zu thatkräftigem Wirken vorkommen, auch ohne daß wir Seitenblicke auf die kirchlichen und politischen Parteien unserer Tage werfen. Es diene uns in Tagen, die von mächtigen Schwingungen des öffentlichen Lebens noch nachzittern, zur Stärkung und Erhebung, wenn wir den frommen, patriotischen Mann betrachten, wie er für die Wohlfahrt der Kirche und die Freiheit des Vaterlandes gewirkt, für die heiligsten Kleinodien unseres evangelischen Glaubens gestritten hat, mit dem frischen, freien, fröhlichen Geist, der in ihm waltete, mit dem unerschrockenen, unbesiegten, nimmer verzagenden Muth, der ihn beseelte; wie er im engen Anschluß an sein Volk dort auf dem Grund und Boden des deutschen Volkslebens die starken Wurzeln seiner Kraft suchte und fand und, ohne einer Partei in Kirche oder Staat zu dienen, den Bedürfnissen und Nöthen des ganzen Vaterlandes seine Willens- und Thatkraft zuwandte, nicht verführt durch den lockenden Ton französischer Freidenker und Freiheitsschwindler, nicht gebeugt durch den bleiernen Druck kirchlicher und politischer Tyrannei, nicht abgewandt von den Interessen des Vaterlandes, als ein mißtrauisches Regiment die wohlberechtigten Hoffnungen und Forderungen des deutschen Volkes und der protestantischen Kirche unerfüllt ließ.

Erster Lebensabschnitt:

Die Kinder- und die Bildungsjahre Schleiermachers (1768—1790).

2.
Seine Vorfahren.

Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, wie viel Anziehendes das Sichentfalten der Knospe, die Werdezeit des jugendlichen Lebens bietet. Unbewußt und unvermerkt mit stiller Naturkraft strömen die allgemeinen Mächte des Lebens auf den jungen Geist ein; der Geist des Elternhauses und der Vaterstadt, das Bewußtsein der Nation und des Staates, der Odem frommen, kirchlichen Sinnes wirken bildend und fördernd auf die nach Entwicklung ringenden inneren Kräfte ein: und unbewußt und unvermerkt ziehen sich die Erlebnisse und Erinnerungen des frühesten Jugendalters oft bis in das späteste Alter hinüber.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher erblickte am 21. November 1768 zu Breslau das Licht der Welt: in der Taschenstraße daselbst stand sein Geburtshaus. Sein Vater, mit dem Vornamen Gottlieb, war reformirter Feldprediger, dazumal in Breslau stationirt, später als Pfarrer nach Oberschlesien in die Colonie Anhalt bei Pleß versetzt. Seine Mutter war eine geborene Stubenrauch. Fünf Jahre waren damals seit dem Abschluß des Hubertsburger Friedens verflossen. Der Knabe sah noch mit eben erwachendem Bewußtsein die Tage des großen Heldenkönigs, der die kostbare Perle für Preußens Krone, die Provinz Schlesien, erworben, und konnte als gereifter Mann

aus eigener Erfahrung demselben nachrühmen, daß er nicht blos seinen Staat, sondern das ganze Norddeutschland mit belebendem Odem erfüllt und ein Zeitalter gestiftet habe, das Zeitalter Friedrichs des Großen. Seiner Vaterstadt Breslau war aber der Knabe zu früh entführt, als daß er sie hätte eigentlich lieb gewinnen können; und seine vaterländische Provinz liebte er auch nur, wie Fremde Schlesien lieben, als ein schönes und heiteres Land. Er war nicht an der Scholle festgewurzelt, aber doch tief eingewachsen von Jugend auf in jenes Zeitalter Friedrichs des Großen.

Lieben Manche dies Zeitalter als das des kalten, nüchternen Verstandes, des herzlosen, frevlen Unglaubens zu beschreiben, so weist uns die Kindheitsgeschichte Schleiermachers, die männliche und die weibliche Linie seiner Vorfahren doch auch in ganz anders geartete Strömungen des vorigen Jahrhunderts hinein. Die rheinische Sectengeschichte, die Salzburger Emigration, die Colonie Anhalt, die Anstalten der Herrnhuter vergegenwärtigen uns theils verworren gährende Gestaltungen, theils mannhaft kämpfende Erscheinungen christlichen und evangelischen Glaubens.

Der Urgroßvater Henrich Schleiermacher, im Jahre 1667 geboren, lebte um 1695 zu Gemünd in Oberhessen, als ihm ein Sohn geboren ward, den er Daniel taufte. Und dieser Daniel, dem der berühmte Lampe in Bremen während der Studienzeit neben durchdringendem Verstand und glatter Zunge schon eine Neigung zur Schwärmerei anmerkte, der 1719 in Schaumburg Hofprediger und 1723 Pfarrer in Obercassel bei Bonn geworden war, ließ sich seit seiner Berufung an die große und blühende Gemeinde in Elberfeld (1729) bethören, mit einer Secte, den Ellerianern, in Verbindung zu treten und selbst mit nach Ronsdorf zu ziehen, als sei dort das neue Jerusalem, wo der Bandwirker Elias Eller als Zionsvater und die Nähterin Anna von Buchel als Zionsmutter walteten. Aus ihnen — so

sagte der Wahn ihrer Gläubigen — sollte kommen der Herzog, der über Gottes Volk ein Herr sein sollte und der die Heiden mit eisernem Scepter weiden würde, der neue Messias. Jung-Stilling hat in seinem Roman Theobald das wüste Treiben dieser Schwärmer geschildert. Es dauerte mehrere Jahre bis sich Daniel Schleiermacher ernüchterte und dem Schwärmergeist entsagte. Auch sein Sohn Gottlieb, der ihm in Obercassel geboren war, hatte als Candidat daran einigen Antheil gehabt und vererbte auf unseren Friedrich Schleiermacher eine gründliche Abneigung gegen dergleichen schwärmerischen Wahnwitz, der hochgeistlich anfängt und allemal im Fleische endet. Gottlieb hatte nicht grade sorgenfrei studirt, aber er durfte dem Sohne versichern, daß die bedrängten Umstände ihm zum Segen gereicht hatten. Freilich zwölf lange Jahre — so bekennt er mit Schmerzen — habe er als ein wirklich Ungläubiger gepredigt, wie wenn Jesus eine Geheimweisheit gehabt und sich den groben Vorstellungen und Vorurtheilen der Juden nur anbequemt hätte. August Fr. Wilh. Sack hatte ihn in Berlin wahrscheinlich examinirt und ordinirt. So war er reformirter Feldprediger für die in Schlesien garnisonirenden Regimenter geworden.

Bei diesem Wendepunkt seines Lebens mag er auch die jüngste Tochter des reformirten Hofpredigers Stubenrauch in Berlin kennen und lieben gelernt haben: Capignon war der ursprüngliche Name der Familie, wie ja auch der berühmte Reuchlin sich auf Latein Capnio nannte. Es war ein Salzburger Emigrantengeschlecht, vielleicht schon vor jener letzten großen Vertreibung von 1731 aus den heimischen Bergen geflüchtet, mit dem Trost jenes schönen Liedes im Herzen:

Ich bin ein armer Exulant,
Also thu' ich mich schreiben,
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist dir auch so gangen.
Jetzt soll ich dein Nachfolger sein,
Mach's Herr nach deim Verlangen!

Tim. Chr. Stubenrauch, der Großvater Schleiermachers mütterlicher Seits, war einer der Hofprediger in Berlin (1732—50); sein Sohn war einige Zeit Professor der Theologie in Halle, später Pfarrer zu Drossen in der Neumark, ein wohlwollender, bescheidener Mann, der es noch erlebte, daß der Neffe das Katheder in Halle an seiner Statt bestieg.

Man bemerkt es an dem Lebensgange Schleiermachers sehr deutlich, wie der Segen von Vater und Mutter ihm die Bahnen für die ersten Schritte der Jugendzeit eröffnete, und ist es anders wahr, daß die Züge des Antlitzes der Ahnen und ihre Geschicke sich in den Kindeskindern wiederspiegeln, so wird auch in Schleiermachers Wesen und Leben sich mancher ähnliche Zug nachweisen lassen: ein aufgeschlossener Sinn für die Geheimnisse des ewigen Lebens, nur frei von aller Schwärmerei; ein scharfer, durchdringender Verstand, nur nicht von der zersetzenden, sondern von der aufbauenden Art; ein aufopfernder, aller Tyrannei mit abgesagter Feindschaft entgegentretender Muth, nur nicht so tollkühn und unbesonnen, daß auch das gute Recht des Gegners verkannt würde.

3.

Die Entwicklung im Elternhause.

Noch ehe das Elternpaar mit Friedrichs Geburt erfreut wurde, war ihnen drei Jahre zuvor eine Tochter, Charlotte, geschenkt, die fast ihre ganze Lebenszeit innerhalb der schlesischen Herrnhuteranstalt Gnadenfrei zugebracht hat, erst später nach Berlin zog und dort einige Jahre vor dem Bruder heimging, eine ältere

Schwester mit wahrhaft schwesterlichem Herzen, bei der Friedrich ein feines Verständniß für sein eigenthümliches Wesen fand, namentlich in seiner ersten Jugend; erst später begegnete er hin und wieder auch bei ihr dem Mißtrauen, das sein Austritt aus der Brüdergemeinde hinterlassen hatte. Die Ehe der Eltern wurde nach seiner Geburt noch mit einer Tochter, die früh starb, und mit einem Sohne, Carl, gesegnet, der als Knabe sehr wild war, einige Zeit mit dem Bruder in Berlin lebte und als Apotheker und Chemiker auch dem Theologen manchen Anreiz zum Nachdenken über die Naturgesetze und die Art, dieselben aufzufinden, darbot. Er starb in der Mannesreife.

Es bezeichnet den Geist, der in dies Haus einzog, daß bei der häufigen Abwesenheit des Gemahls die Mutter, die Hofpredigertochter aus salzburgischem Stamme, in diesem Kinderkreise vornehmlich als die Nährerin und Bewahrerin des heiligen Feuers der Frömmigkeit waltete. Als der Gatte während des baierischen Erbfolgekrieges 1778/79 mit den preußischen Truppen in die Nähe der schlesischen Brüdercolonie Gnadenfrei verlegt war, lernte er den dortigen Herrnhuterprediger von Brüningk kennen und schöpfte aus dessen Predigten tiefere Erfahrungen und Erkenntnisse der Wunder und der Erbarmungen Gottes. Er schrieb an Frau und Kinder, sie zum Vertrauen auf den Heiland vermahnend; er bedauert die Zeit in Breslau fast verloren zu haben und bittet seine Frau, sich dem Heilande zu ergeben. Oft hatte sie sich vereinsamt gefühlt, wenn der Gatte auf Reisen ging; dann wieder auf zwölf Wochen sich gefreut, wenn er bei ihr weilte, sie verstrichen, als wären sie auf den Fittigen des Windes dahin geflogen. Auch sie folgte dem unwiderstehlichen Zuge zu den frommen Kreisen herrnhutischer Heilandsliebe. Ihr Trost und Ersatz für den abwesenden Mann waren ihre Kinder. Gern las der Vater in den Tagen seiner Anwesenheit aus den Reden des Grafen Zinzendorf. Der dreizehnjährigen Tochter und dem

zehnjährigen Friedrich ertheilte er dann täglich Morgens eine Stunde zur Unterrichtung über die göttlichen Dinge und zwar nach Anleitung des kleinen Lehrbuchs der Brüdergemeinde.

Die Familie war 1778 nach Pleß übergesiedelt. So gute Fortschritte Fritz auch in der Schule zu Breslau gemacht hatte, die Mutter hatte ihn dort nicht allein zurücklassen wollen, weil er ohne Leitung in Absicht auf sein Herz in der großen Stadt geblieben sein würde. Sie begriff nicht, wie so viele Eltern so wenig wahre Liebe zu ihren Kindern haben, da wir doch nichts in diesem Leben besitzen, worauf wir uns jenseit des Grabes Rechnung machen dürfen, als die Tugend und unsere Kinder. Rührende Freude ergriff sie, als an ihrem Geburtstagsmorgen die Kinder an ihr Bett traten und aus dem Basedow ein Lied sangen: „Dieser Festtag deines Lebens ist ein froher Tag für uns“ — nachher überreichten sie ihr die Glückwunschschreiben nebst frischen Blumen, Lottchen ein Tülltuch, Fritz ein gezeichnetes Bouquet. So freute sie sich des Zusammenlebens mit ihren Kindern. Sie hatte in Pleß ihre Freude zugleich an der Lage der Schlösser und der umliegenden Gegend. Bald zog sie auch mit dem Gatten nach der nahegelegenen Colonie Anhalt, die der echt evangelisch gesinnte Fürst Friedrich Erdmann von Anhalt-Köthen seit 1770 für einen armen Haufen vertriebener Evangelischer eröffnet hatte, welche aus dem nahen Königreich Polen durch den Druck der römischen Geistlichen und Gutsbesitzer verscheucht waren. Gerade unser Feldprediger hatte für die Armen im preußischen Lande eine Collecte von 3000 Thlr. gesammelt; auch Lavater verschaffte aus Zürich eine Gabe von 1172 Schweizer Gulden, und der Feldprediger wurde schließlich Prediger dieser Exulantengemeinde. Ein großes massives Gebäude erhob sich inmitten der Colonie Alt-Anhalt, für den Gottesdienst und zur Prediger- und Schullehrerwohnung bestimmt. Gottlieb Schleiermacher heißt in Urkunden jener Zeit „ein vorzügliches Rüstzeug

in der Hand Gottes bei Gründung dieser Gemeinde," deren Verfassung sich nach presbyterialer Ordnung erbaute. Dort wirkte er auch bis zu seinem Tode im September 1794, nachdem er die erste Gattin zuvor (Ende 1783) verloren und sich zu einer zweiten Ehe entschlossen hatte, aus der noch Töchter hervorgingen, deren eine, Nanny, noch unter den Lebenden weilt — die Wittwe des ehrwürdigen Dichters Ernst Moritz Arndt.

Es ist ein bürgerliches Haus, das Haus eines Geistlichen, ein bescheidener Heerd, von dem im vorigen Jahrhundert, wie auch schon im 16. Jahrhundert neue Funken in die Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes zündend hineinflogen. Wie enge Schranken auch das bürgerliche Kleinleben umzogen, wie wenig Erregung damals auch von den großen und weiten Gebieten des Staates und der Wissenschaft in den stillen Kreis des protestantischen Haushalts hineinreichte: es gab doch innerhalb des einfach gestalteten häuslichen Lebens einen unzerstörbaren Halt, einen lebenspendenden Odem sittlicher und religiöser Natur, dem die verzehrenden, auflösenden Kräfte der englischen und französischen Freidenker nichts anhaben konnten: kurz gesagt, die heilige Schrift, das Gesangbuch und mancherlei Andachtsbücher waren in Deutschland die treu bewahrten Kleinodien der Reformation, die dem hereinbrechenden Verderben auch kräftig zu wehren im Stande waren. Das erkennt auch die deutsche „Culturgeschichte" als eine edle Frucht des Spenerschen Pietismus und der Zinzendorfschen Bruderliebe an.

Mit dem Hause ging auch die Schule theilweis in diesem Stücke Hand in Hand. Seit dem fünften Jahre besuchte Friedrich in Breslau die Friedrichs-Schule, die unter der Direction des Hofpredigers Heinz stand. Leicht faßte er das Mechanische der lateinischen Sprache, überflügelte viele größere und ältere Knaben, und erwarb sich den Ruhm eines „guten Kopfes". Da fing er an eitel und stolz, im Hause auffahrend und heftig gegen

seine Geschwister zu werden. Der Pastor lobte indeß seine besondere Aufmerksamkeit und die deutlichen Antworten, die er in der Religionsstunde gab. Die Mutter redete mit Stolz davon, daß er, der kleinste in der ganzen Schule, doch immer als einer der obersten aus den Classen herausgekommen sei. Sie rühmte, daß er das zärtlichste Herz und einen sehr guten Kopf habe; sie meinte, wäre er in Breslau geblieben, so hätte er schon mit dem vierzehnten Jahre reif zur Universität sein können. So glücklich ging ihm Alles von Statten. Indeß war der Knabe stolz geworden, so hatte er doch auch seine stillen Demüthigungen. Da es noch keine Chrestomathieen gab, mußte er nämlich sogleich einen lateinischen Schriftsteller lesen, und da sah er nichts als Finsternisse. Zwar mechanisch Wort für Wort in die Muttersprache umsetzen, das ging; aber bis zu den Sachen durchdringen und den Verstand der Dinge erfassen, das wollte ihm nicht glücken. Darüber verzagte er an sich selber. Man sieht, wie hier der Knabe nach den hohen Zielen rang, die ein Melanchthon, ein Winkelmann, ein Pestalozzi einst auf ihren verschiedenen Gebieten im Auge gehabt hatten. Der Erste lud auch, wie auf seinem Denkmal zu Wittenberg in lateinischer Sprache zu lesen steht, selber noch ein Jüngling, die akademische Jugend ein, zu den Quellen aller Erkenntniß zu treten und dort zu schöpfen in der heiligen Schrift und bei den großen Denkern der Griechen. Der Andere, dessen Denkmal seine Vaterstadt Stendal ziert, wollte auch nicht mehr in bloßen Worten kramen, sondern die Dinge selber anschauen, die erhabenen Kunstwerke aus der Schule der Griechen und Römer. Der Dritte hat das große Wort „Anschauungsunterricht" zu seiner Losung erkoren und neue Bahnen für den Unterricht damit eröffnet.

Für den Knaben Schleiermacher war es denn auch höchst beunruhigend, daß er das in der Schule in abgerissenen Stücken Gelesene fast nie in ein Ganzes zusammenfassen konnte, daß er,

mit einem Worte, die Sache selbst sich nie lebendig zu machen vermochte, und solche Unruhe bemerkte er bei seinen Gespielen in Breslau ganz und gar nicht, that vielmehr manchen Blick in ihr sittengefährliches Treiben. Naturgeschichte und Naturlehre lernte er nur aus dem Kinderfreund, aber erschrak bisweilen, daß er nicht begreifen konnte, wie das Wasser kocht oder friert, und er glaubte doch, jeder Mensch um ihn her wüßte das. Da begann er denn sehr an der gepriesenen Größe seiner natürlichen Fähigkeiten zu zweifeln und schwebte in beständiger Angst, daß Andere diese Entdeckung seiner Unwissenheit unvermuthet auch machen würden. Auch die Geschichte machte ihm tödtende Langeweile: es kostete ihn schreckliche Mühe, die vier Monarchieen, in welche nach dem Buche Daniel die Weltgeschichte eingetheilt wurde, und die Reihe der persischen Könige zu behalten. Mehr Sachkenntniß gewann er erst beim Abzug von Breslau durch die Bemühungen der Mutter. Die Sprachkenntnisse aber fing er an förmlich zu verabscheuen.

Es sollte damit anders werden. Als er in der Stadtschule zu Pleß einem Schüler Ernesti's in die Hände fiel, weckte dieser sonst nicht bedeutende Pädagog in ihm den Eifer für die gelehrten Sprachen. Die Begierde, Andere zu übertreffen, that das Ihre. Er lernte auch die Kunst, über einen Gegenstand ordentlich nachzudenken und seine Gedanken zu Papier zu bringen. Die Erzählungen von berühmten Männern belebten seinen Eifer. Aber eine eigene Qual trug er noch mit sich herum, verschlossen gegen alle Andere, nämlich die Idee, daß alle alten Schriftsteller und mit ihnen die ganze Geschichte untergeschoben seien. Dazu hatte er in seinem elften Jahre noch manche religiöse Kämpfe zu bestehen. Es kostete ihn mehrere schlaflose Nächte, daß er bei der Berechnung des Verhältnisses zwischen den Leiden Christi und der Strafe, deren Stelle dieselben vertreten sollen, kein beruhigendes Facit bekommen konnte.

So manches Erbstück von der Art des Vaters und der Mutter verräth sich in dem Allen. Der Mutter namentlich dankte der Sohn nach seiner Selbstbiographie, die er 1794 schrieb, vor allem die Bildung des sittlichen und religiösen Charakters. Sie leitete ihn zwar auch verständig zum Lesen deutscher Lectüre an, so daß er nichts ohne Verstand las. Aber sie wollte doch nichts übereilt haben, am wenigsten eine blos verstandesmäßige Bildung erzielen. Sie erwartete am wenigsten etwas von allgemeinen Erziehungsregeln, denn jedes Kind wolle besonders behandelt sein. Streng strafte sie jeden Fehler, der für das künftige Leben Verderben bringen konnte. Unverträglichkeit der Geschwister, Herrschsucht und dgl. suchte sie zu überwinden, indem sie mit ihnen auf die Kniee fiel und sie unter herzlichem Gebete dem Erbarmen Gottes empfahl. So sehr ihr eigenes Temperament auch zur Heftigkeit neigte, so begegnete sie doch der Heftigkeit Friedrichs durch eine planmäßige Gleichmüthigkeit und eine einleuchtende Gerechtigkeit. Ein bedenkliches Gemüth wohnte auch ihr inne: sie hatte einst zu einer größeren Reise schon alles eingepackt und doch ließ sie sich durch einen geringfügigen Umstand von dem ganzen Reiseplan abbringen; kein Spott konnte den launischen Wechsel des nun gefaßten Entschlusses, daheim zu bleiben, zu Stande bringen. Eine andere Reise hatte sie später in die Brüdergemeinden mit ihrem Gatten geführt: sie sahen Herrnhut und Niesky, und es reifte in ihnen der Plan, die beiden ältesten Kinder der Herrnhuter Erziehung anzuvertrauen.

4.

Schleiermachers Erziehung bei den Herrnhutern in Niesky und Barby.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz, der in dem Leben der vom Grafen Zinzendorf eingerichteten Brüdergemeinde hervortritt: das verborgene Leben mit Christo, das sich scheinbar scheu vor

der Berührung mit der Welt zurückzieht, in sich beschlossen, selig und froh, und daneben der Drang in die Weite, die Pflege der Mission bis an die entferntesten Punkte der Erde, unter dem eisigen Pol und unter der sengenden Zone des Aequators. Unserm Elternpaar fiel dieser Bund zwischen verborgenem Leben und weltumspannendem Streben auf, als sie im Herbst 1782 in der Oberlausitz eintrafen, gerade während auf der Herrnhuter Synode zu Bertelsdorf nicht blos die Direction aus Barby, sondern auch eine Menge Deputirte der Brüdergemeinde aus allen Welttheilen versammelt waren. Eine solche Erscheinung war ihnen etwas ganz Fremdes. „Wir lernten da," — so schrieb der Vater — „eine Menge würdiger Männer kennen, die in einem Sinne und von einem Geist der Liebe belebt, alle mit der ehrwürdigsten Sache, der Ausbreitung und Gründung des Reiches Jesu beschäftigt waren. Ich kannte schon viele von diesen ehrwürdigen Leuten, hatte ihre Schriften und Missionsgeschichten gelesen und auf meinen Amtsreisen schon seit dem letzten Kriege ihre sämmtlichen Einrichtungen und Erbauungsangelegenheiten oft gesehen und angehört, allein meine liebe Frau ward bei dem Anblick einer so großen Menge lieber Leute, mit denen allen wir alsbald harmoniren und Herzensfreunde sein konnten, vorzüglich hingerissen, so daß wir bald einander zulispelten: hier ist gut sein. Aber da waren für uns weiter keine Hütten zu bauen, und wir reisten also, nachdem wir in Herrnhut Alles besehen, nach Niesky." Die Mutter wird auch hauptsächlich die Triebfeder gewesen sein, daß die Tochter nach Gnadenfrei und die beiden Söhne im März 1783 in das Pädagogium zu Niesky gethan wurden.

„Ich habe für die armen Kinder schon recht gezittert" — schrieb sie dem Bruder Stubenrauch — „wegen der seelenverderbenden Meinungen, Grundsätze und Sitten unserer gegenwärtigen Zeiten. Ach, wie hätten wir sie vor dem feinen Gift der jetzigen

Zeit bewahren können." Ende October des Jahres war sie in Gnadenfrei und schrieb ihrem Fritz — es sollte ihr letzter Brief an ihn sein —, mahnend, die Friedensgedanken unseres treuen Hirten immer klarer zu verstehen, ihm allein anzuhangen, alle Noth ihm zu klagen, alles ihm ins Herz zu sagen, ihn täglich zu bitten: stoß' alles aus, nimm alles hin, was mich und dich will trennen." „Jetzt wird man die Kinder alle in die Gemeinde bringen" — so hatte sie noch in Gnadenfrei geäußert, — „dann ist man ja doch hier zu nichts mehr nütz, da legt man sich hin und schläft ein." Und sie legte sich nieder und starb noch vor Weihnachten 1783, eine Mutter — so schrieb der Vater den Kindern, — „die eure Seelen liebte, um euer ewiges Heil besorgt war und durch seine Gnade ein gesegnetes Werkzeug in seiner Hand ward, daß ihr, lieben Kinder, den Verführungen der argen Welt entrissen und zu seiner Gemeinde als in einen sichern Hafen gebracht wurdet."

Die Brüderunität, die unter ihrem Stifter eine Sichtungszeit durchlebt hatte, stand nach des Grafen Tode († 1760) unter einem edlen, demüthigen Bischof, Spangenberg (1762—92), der nicht mit der gleichen dictatorischen Gewalt wie Zinzendorf auftrat, sondern stilleren Wegen nachging, jenem praktischen, einfachen, aufopfernden Christenthum des Herzens, das auch solchen Geistern, wie Lessing Achtung und Ehrfurcht abnöthigte. Unter den friedlichen Stätten, in denen die Brüder mit Hintenanstellung des confessionellen Streites zwischen Lutheranern und Reformirten ihrem Gott und Heiland dienten und namentlich auch der Erziehung der Jugend als einem heiligen Geschäfte sich widmeten (denn wer die Schule hat, hat auch die Zukunft des Volkes in seiner Hand), zeichnete sich das schlesische Niesky und das sächsische Barby aus; jenes war mit einem Pädagogium, einer Art von Gymnasium, dieses mit einem Seminar, einer Art Universität, damals ausgestattet.

Die beiden Knaben hatten nach der Beschreibung, welche die Eltern von dem friedlichen Dorfe Niesky, unweit Görlitz, nach ihrer Reise entwarfen, lebhafte Sehnsucht bekommen, dort bald einzutreten. Der Vater nämlich erzählte ihnen von dem sittlichen Verderben, das auf den meisten großen Schulen herrsche; Friedrich erinnerte sich der gefährlichen und doch hinreißenden Bekanntschaften von Breslau her: dagegen nahm ihn die unschuldige Frömmigkeit, welche unter den jungen Leuten in Niesky herrschte, die weise Mischung von Unterricht und gemeinsamer Erholung, die ländliche Lage des Instituts sehr ein. Da sich der Eintritt noch etwas verzögerte (auch das Loos mußte darüber entscheiden), so hielten sich die Eltern mit den beiden Söhnen noch einige Zeit in Gnadenfrei auf, und hier ist es gewesen, wo ein Spaziergang mit dem Vater für Friedrich die ersten Lichtblicke von dem Leuchten des Angesichtes Gottes eingetragen hat. Darum waren ihm diese paar Monate noch späterhin so merkwürdig, weil dahin die erste Regung des inneren Lebens fiel; darum liebte er Gnadenfrei mehr als seine Vaterstadt Breslau. „Es giebt keinen Ort" — so schrieb er im Jahre 1802, als er an derselben Stätte wieder stand — „der so wie dieser die lebendige Erinnerung an den ganzen Gang meines Geistes begünstigte, von dem ersten Erwachen des Besseren an bis auf den Punkt, wo ich jetzt stehe. Hier ging mir zuerst das Bewußtsein auf von dem Verhältniß des Menschen zu einer höheren Welt, freilich in einer kleinen Gestalt, wie man auch sagt, daß auch Geister oft als Kinder und Zwerge erscheinen, aber es sind doch Geister und für das Wesentliche ist es einerlei. Hier entwickelte sich zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist und mich unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und erhalten hat. Damals keimte sie auf, jetzt ist sie ausgebildet und ich kann sagen, daß ich nach Allem wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höheren Ordnung." „Das Erste, was sich in mir

ntwickelte" — so schrieb er ein anderes Mal — „war das eligiöse, ich kann mich noch seiner ersten Regung entsinnen, uf einem Spaziergang mit meinem Vater. Er ließ es mir nie us den Augen, nachdem er es einmal entwickelt hatte, und so ar es kein Wunder, daß er mich mißkannte, als ich eine Geellschaft verließ, in die er mich mit vieler Zuneigung und groen Hoffnungen und nach meinem eigenen Wunsche gebracht atte, um es mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt nd des skeptischen Verstandes, die er nicht in mir verkannte. r hielt es für das Treiben eines eiteln Herzens, für die vererbliche Sucht, in den Abgrund des Skepticismus zu stürzen, as in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war, hne alle Lust oder Unlust zu dem, was noch kommen würde. Das eitle Wesen in der Welt fürchtete ich, weit entfernt, es zu eben, und hätte ich einen anderen Winkel gewußt, wie die rüdergemeinde, ich wäre lieber dorthin gegangen."

Wir ahnen den harten Kampf, aus welchem Schleiermacher ch noch herausringen sollte: jenes Element mystischer Gottseligeit, jenes Princip moderner Weltweisheit, alles wahre Wissen nit dem Zweifel beginnen zu wollen, jene sittliche Tendenz, sich on der Welt unbefleckt zu erhalten, sollten nicht so harmonisch it einander sich entwickeln, und der Wille des Sohnes, seinen genen Pfad zu gehen, sollte auf den entgegenstehenden Willen es Vaters wie Fels auf den Fels stoßen. Er hatte in Gnadenei doch auch gespürt, wie in ihn der Grund zu einer Herrschaft er Phantasie gelegt sei, der ihn bei etwas weniger Kaltlütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht hätte. Aber n der That leitete er daher manche schätzbare Erfahrungen; ihr wollte er es auch verdanken, daß er seine Denkart, welche sich bei den meisten Menschen unvermerkt aus Theorie und Beobachung bildet, weit lebendiger als das Resultat und den Abdruck einer eigenen Geschichte ansehen konnte. Schon hatte er als

dreizehnjähriger Knabe dem Vater geklagt, er empfinde recht, daß die Liebe Christi noch nicht in seiner Seele wohne, daß er ein Sünder und noch nicht von Jesu begnadigt sei: er hatte der Eltern Rath begehrt, wie er zu diesem liebevollen Geist Jesu gelangen könne. Kurz er rang vergebens sich dasjenige anzueignen, was man in der herrnhutischen Gemeinde als Kennzeichen der inneren Erweckung ansah: es war ihm unmöglich die übernatürlichen Gefühle, das, was man den Umgang mit Jesu nannte, in sich selbst mit voller Wahrheit zu erzeugen: die alten Bedenken über die stellvertretende Leistung Christi durch seinen Tod an der Sünder Statt tauchten wieder auf, und so trieb es ihn zum Bruch mit der Gesellschaft, zum Fortgang auf die Universität Halle, wo er doch auch wie ein echter Herrnhuter will gelebt haben, d. h. ohne sich um sein Schicksal zu bekümmern, alles wie ein Loos aus Gottes Hand hinnehmend und für das Heil der eigenen Seele verwerthend.

Die Methode des Unterrichts, die er in Niesky erfuhr, will er zwar nicht als die beste bezeichnen, die es überhaupt giebt, doch aber als die beste, die bisher auf ihn angewandt war. Besonders Hilmer, ein vorzügliches pädagogisches Talent, eröffnete ihm durch einen meisterhaften Geschichtsvortrag und durch seine Behandlung der lateinischen Sprache ein ganz neues Feld. Bildung und Anfüllung des Verstandes, ein zugleich philosophisches Sprachstudium erweckte dieser stets mit Dankbarkeit verehrte Lehrer in ihm. Dazu kam der rege Wetteifer mit den gleichstrebsamen Altersgenossen. Jene ideale Freundschaft, welche die alten Griechen zwischen Orestes und Pylades geschlossen sein ließen, wurde ihm das Vorbild im Verhältniß namentlich zu einem Mitschüler, den er in gleichem Grade als den Vertrauten seines Herzens, wie als den Gefährten seines Verstandes ansah. Es war Johann Baptist von Albertini, einige Monate jünger, als Schleiermacher, zu Neuwied aus einer

Graubündtner Familie geboren, anfangs etwas nachlässig im Studium, dann aber von bewundernswürdigem Lerneifer erfaßt: später noch Lehrer der Gemeinde, genial und glaubensinnig, ohne sich gerade Rechenschaft zu geben, wie sein Denken und seine Stellung als Glied der Gemeinde sich mit einander vertrügen, der Dichter mancher zartsinnigen Lieder, von denen sich Schleiermacher, als der Freund schon 1831 heimgegangen war, auf dem eigenen Todbette noch einige vorlesen ließ. An abenteuerliche, kolossalische Unternehmungen wagten sich auf eigene Hand die beiden Jugendfreunde; sie verschlangen mit großer Schnelligkeit, blos ausgerüstet mit dem Lexikon und der Grammatik, die griechischen Dichter Homer, Hesiod, Theokrit, Sophokles, Euripides, Pindar; mit gleichem Wissensdurst, mit gleich geringen Mitteln lasen sie das Alte Testament im hebräischen Original, bis sie in den Finsternissen des Propheten Ezechiel stecken blieben. Das geschah mit übermäßigem Kraftaufwand, aber doch nicht fruchtlos, da sie mancherlei Notizen sammelten, die ihnen sonst unzugänglich waren.

Das sittliche und religiöse Leben des Knaben verlief in der ersten Zeit zu Niesky so harmlos, wie es sich immer nur erwarten ließ. Er hätte es für ein großes Unglück angesehen, kein Mitglied der Gemeinde zu werden. So unerschütterlich erschien ihm seine Anhänglichkeit, daß er sogar den Entschluß faßte, lieber in der Gemeinde eine ehrbare Hanthierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, wozu ihn sein Lehrer in Pleß in so hohem Grade zu enthusiasmiren gewußt hatte. Und dieser Entschluß setzte ihn, als er ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum ersten Male in Versuchung, etwas in sich für eine übernatürliche Wirkung zu halten. Er wird es nach seines Vaters Rath gehalten haben, daß er ein Journal für tägliche Eintragung seiner Gedanken sich anlegte. Er schrieb an seine Schwester, die ins Chorhaus

aufgenommen war, von dem vergnügten Gange seines Lebens, worin ihn nichts stören könne, außer wenn er sehe, daß er den Heiland nicht genug liebe: er warnt sie vor zu häufigem Gebrauch der im Schwesternhaus erst erlernten Wörter, sie solle auch nicht so niedergeschlagen und melancholisch thun, damit die Leute nicht denken, die Herrnhuter wären Kopfhänger. Eine beugende Nachricht war ihm die Kunde vom Heimgang der Mutter. Als ihm und Carl der Brief des Vaters vorgelesen ward, da war's ihm den ersten Tag wie ein Traum, den er nicht glauben konnte. Aber das Gnadenloos in der Gemeinde wurde ihm dadurch noch wichtiger. Er rüstete sich auch besonders zum heiligen Abendmahl und bat die Schwester, „ihm, dem gnädigen und guten Heiland, zu danken und mitzubitten, seine Gnade besonders in den vierzehn Tagen bis zum grünen Donnerstag, da er Jesu Fleisch und Blut genießen werde, von Tag zu Tag größer und herrlicher werden zu lassen. „„Ich will sie alle zu mir ziehen““ — hieß es (nach seinem Briefe an die Schwester) in der gestrigen Losung: das wird er in Gnaden auch an mir erfüllen. Er ist auferstanden, zu helfen allen Elenden auf Erden, das giebt mir ein Recht an ihn. Er ist meine Zuversicht allein, der Gott, für mich am Kreuz erblaßt.“ „Alle Tage, die Gott werden läßt“, — so schrieb er ein anderes Mal in echt herrnhutischem Sinne — „sollen der Gemeinde Festtage werden der Marter Gottes.“ Man spürt die Gluth der ersten Liebe in solchen Gedanken und Worten.

Einer der liebsten unter allen Vorsteherbrüdern, Kohlreif, hütete sich aber den Knaben noch feuriger zu machen, da er schon ganz glühende Phantasie war. An der Hand der Geschichte und verständiger Vorstellungen führte er sein Gemüth zu einem stillen Ernst und zu ruhigen Ueberlegungen zurück. Schleiermacher lernte allmählich die *starke* Seite und die *schwache* Seite der herrnhutischen Art unterscheiden, aus den vergänglichen Hüllen den

eigentlichen Kern der christlichen Frömmigkeit herauslösen. Als er aus dem Knabenchor in den Chor der ledigen Brüder aufgenommen werden und nach Barby übersiedeln sollte, sprach er jene *starke* Seite der Schwester gegenüber mit lebhafter Empfindung aus: „Ich bin etwas mehr als zwei Jahre ein Knabe in der Gemeinde gewesen; das ist eben nicht lange, aber ich habe in der kurzen Zeit viel erfahren, d. h. viel Schlechtes von meiner Seite und viel Gnade von Seiten des Heilands. Ich habe Zorn verdient, heißt es meinerseits, ich habe dich versöhnt, ruft das Lamm vom Kreuz.“ So schrieb er etwa im Juli 1785 über den fundamentalen Gegensatz zwischen des Menschen Sünde und der Gnade in Christo, ohne dessen Erfahrung kein Christenthum möglich ist. Was für Luther das Augustinerkloster zu Erfurt wurde, eine Schule zur Erkenntniß der Sünde, das wurde die herrnhutische Anstalt auch für Schleiermacher, der für seine Schwester damals auch noch ein zartes mystisches Lied, so ungelenk, wie etwa die mittelalterlichen Passionslieder uns klingen, beifügte:

Laß mich aus den Wunden,
Lieber Herre mein,
Alle meine Stunden
Nur recht fröhlich sein!
Niemand ist seliger, als ein Sünder, —
Hört es und glaubt es, ihr Menschenkinder! —
Der Gnade hat.

Aber mehr noch als eine Schule der Selbsterkenntniß ward ihm die Gemeinde. Er bekannte im Jahre 1803, wie das gute Lernen und die Bewahrung vor dem Bösen in der Anstalt vielleicht noch das Wenigste gewesen sei; den höchsten Werth habe es vielmehr gehab, *die Welt von einer Idee aus zu betrachten*: gerade das *frühe* Insichschauen und in einem solchen Detail, wie es nur in der Gemeinde möglich ist, bilde unzweifelhaft auch den reifsten Menschenbeobachter.

Nun aber traten ihm auch manche Schwächen der herrnhutischen Frömmigkeit in ein helleres Licht, je mehr er ein Auge für die Vergleichung seiner inneren und äußeren Erfahrungen gewann. Die beiden Lehren, von dem natürlichen Verderben des Menschen und den übernatürlichen Gnadenwirkungen, waren fast in jeden Vortrag, den er hörte, verwebt. Für die erste dieser beiden Hauptstützen des asketisch-mystischen Systems gab ihm seine eigene Erfahrung Belege genug, und er kam alsbald dahin, daß ihm jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umstände erschien. „So war ich also" — sagt er in seiner Selbstbiographie — „in dem qualvollen Zustande, den man unsern Reformatoren so häufig als ihr Werk vorwirft, es war mir etwas genommen, meine Ueberzeugung von dem eigenen moralischen Vermögen des Menschen und noch nichts zum Ersatz gegeben." Tief also wurzelt Schleiermacher in jenem Bekenntniß der Reformatoren, das auch aus der Mutter Mund ihm gelegentlich entgegengeklungen war, in dem einfachen, schlichten Wort des Gleichnisses: „Wenn wir auch Alles gethan haben, so sind wir doch unnütze Knechte." Nun aber der Ersatz — bei Luther wie bei Paulus bietet ihn der Glaube, der in der Liebe thätig ist, bei den Herrnhutern redete man von den übernatürlichen Gnadenwirkungen, und damit hob für Schleiermacher ein Kampf an, der sich ihm zum Siege wandte und Vielen, die dem gleichen Kampf verfallen sind, in diesen modernen Tagen sich auch noch zum Siege wenden kann. Einer der größten Denker der Neuzeit, Kant, hebt sein Buch „die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" auch mit dem Satz des Johannes an: „die Welt liegt im Argen", das eigene moralische Unvermögen steht ihm auch unverrückbar fest, er redet von einem radicalen Bösen in des Menschen Natur. Aber rein übernatürliche Empfindungen erschienen ihm auch, wie dem jungen Schleiermacher, als ein unerreichbares Ziel vergeblichen Ringens: so oft

Schleiermacher einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, erkannte er vermöge seines skeptischen Verstandes darin sein eigenes Werk, die unfruchtbare Anstrengung seiner Phantasie. Hier galt es, um sich zu der einfachen Klarheit des Apostels Paulus, des Reformators Luther hindurchzuringen, jenes tiefsinnige Wort zu verstehen, wie der Geist Gottes unserem Geiste Zeugniß giebt.

Im August 1785 kam Schleiermacher mit seinem Busenfreunde Albertini, jünger, als sonst zu geschehen pflegte, auf das Seminar nach Barby, beide innerlich in einem unerträglichen Cirkel gefangen. Denn sie sollten nun Lehrer werden, um, wie es ihnen schien, wieder Andere zu lehren, die es wieder nur um des Lehrens willen lernen sollten. Die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben fehlte nach ihrer Meinung in der Brüdergemeinde. Sie hatten den unleugbar richtigen Eindruck, daß diese Weltflucht, dies Sichzurückziehen in die Conventikel nicht die Weise sei, in welcher das Reich Gottes ausschließlich gebaut werden soll. Dabei dauerte das vergebliche Jagen nach dem sogenannten Umgang mit Jesu in übernatürlichen Gefühlen fort. Sie fühlten sich daher unbehaglich in der neuen Umgebung an der Elbe, trösteten aber einander hin und wieder in griechischen Versen, „eine herrliche Art zu trösten." Aber alsbald wendete sich das Blatt und entscheidende Dinge begaben sich, welche die beiden Freunde in verschiedene Bahnen warfen. Der Onkel Stubenrauch schrieb gleich in den ersten Monaten und fragte den Neffen nach seinen Studien, ob er noch so große Lust zur Mathematik habe, wie vordem. Er erwartete von den philosophischen und theologischen Collegiis, die Baumeister und Scholler dort in Barby hielten, daß sie neben gründlichen Kenntnissen auch vernünftige Duldsamkeit empfehlen würden: das frühzeitig aufgekommene Wort, wonach außer der Kirche kein Heil sei (extra ecclesiam nulla salus) habe durch alle Jahrhunderte hindurch großen Schaden angerichtet. Friedrich muß dem Onkel auch wohl

geschrieben haben, daß er vorzüglich Lust zur Auslegung der heiligen Schrift habe, denn der Oheim lobt ihn, „der rechte Verstand der Schrift sei ja doch immer die Hauptsache.“ Indeß von den philosophischen Vorlesungen hielt Schleiermacher auch späterhin nicht gerade hoch. „Die elende Logik, die wir hörten, die eingeschränkte Lectüre, die wir genossen, und das Beispiel einiger älteren Kameraden, die den Freigeist spielten, war es gewiß nicht, was unseren Untersuchungsgeist weckte.“ Es war vielmehr das inwendige Gähren und Drängen des denkenden Geistes, das eine Schaar solcher Jünglinge, wie sie es nannten, zu einem Club vereinigte, einige Schweizer, einen Engländer, einen Schweden. Nur ihre Gefühle nährten sie von außen, indem sie öfters durch meilenweite Gänge und Correspondenzen sich Bücher verschafften, die auf dem Index der verbotenen Früchte standen, wie Göthes Werther und Wielands Gedichte. Dem Schweden, dem späteren Diplomaten Brinckmann, schrieb Schleiermacher aus Klopstock das bezeichnende Wort in das Stammbuch:

Sterbliche, kennt ihr die Ehre, die euer Geschlecht verherrlicht,
O, so singt dem ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.

Von den Untersuchungen der neueren Theologen über das System und der Philosophen über die menschliche Seele vernahmen sie in ihrer Abgeschlossenheit nichts, als die dürftige Notiz, daß es dergleichen in der Welt gebe. So schlich sich in diesen Kreis das Mißtrauen gegen die eigenen Lehrer ein, die Meinung, jene todtgeschwiegenen Einwürfe der Freigeister und Neologen möchten doch etwas für sich haben. Jener Engländer Okely versuchte sich schon an dem Aufbau eines naturalistischen Systems, wonach der rechte Gebrauch der Vernunft der eigentliche Gottesdienst sein sollte, und schied aus der Gemeinde.

Es gab aber, wie der Sohn dem Vater im Sommer 1786 schrieb, auch bei ihm selber ein kleines Mißvergnügen, das für jetzt noch keine große Störung in seiner Ruhe machte. Indeß im

Januar 1787 griff er von neuem zur Feder, um dem „zärtlichst geliebten Vater“ mitzutheilen, worauf er ihn schon vorbereitet hatte. „Der Glaube, ein Regal der Gottheit — bitten Sie, daß er mir geschenkt werde, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat und weil ich nicht glauben kann, daß sie nothwendig gewesen: denn Gott kann die nicht zur Vollkommenheit selbst, sondern nur zum Streben danach geschaffenen Menschen unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind.“ Der Sohn erbat sich die stärksten Gegengründe des Vaters, er will noch zwei Jahre in Halle sich auf das Schulfach vorbereiten, „auch könnte ich da meine Gedanken eher ändern, als in der Gemeinde, ich hätte mehr Gelegenheit, Alles zu prüfen.“ Es ist in diesem Briefe etwas von jenem innersten Gewissensdrang, der Wahrheit sich durch die eigenste That allen Autoritäten und Concilien zum Trotz bemächtigen zu wollen, wie der Schreiber auch auf Luthers Wort: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders“ und auf die Maxime Kants: „Ich handle, wie ich soll“, damals gelegentlich hinwies. Aber der Vater, uneingedenk seiner eigenen Zweifel noch in gereiften Jahren, suchte ihn in einem Briefe vom 8. Februar 1787 mit der Macht des Apostels Paulus niederzuschlagen: „O, du unverständiger Sohn! wer hat dich bezaubert, daß du der Wahrheit nicht gehorchest? welchem Christus vor die Augen gemalt war und nun von dir gekreuzigt wird. Du liefest fein, wer hat dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? . . O welch grausamer Störer der Ruhe deiner seligen Mutter, da selbst deine dir fremde Stiefmutter mit mir dich beweint. So gehe denn in die Welt, deren Ehre du suchst. Du glaubst in der Welt den Weg zu finden, um zu der Gemeinde, in welcher

du warst — denn leider mit deinem Herzen bist du nicht mehr da — wieder zurückzukehren . . . Stark und mächtig ist der Eigendünkel und Stolz deines Herzens, aber nicht deine Einwürfe, welche sogar ein Kind umzustoßen vermag . . . Mit herzzerschneidender Wehmuth entlasse ich dich, und entlassen muß ich dich — da du den Gott deines Vaters nicht mehr anbetest, nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederkniest — aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir von einander scheiden, ach, sage mir doch, was hat denn der arme, sanftmüthige und von Herzen demüthige Jesus gethan?" Dennoch erhielt der Sohn die Erlaubniß nach Halle an den Onkel Stubenrauch wegen seiner Uebersiedlung zu schreiben. Er sah sich in der Gemeinde auch als ein schädliches Gift gemieden. Ruhig, zufrieden und glücklich hätte er sich auch darin bei seiner Denkungsart über Lehre und Verfassung derselben nicht fühlen können. Er war überzeugt, daß gerade wenn er unter heterodoxen Lehrern in Halle Theologie studire, dies der beste Weg zur Ueberwindung seiner Zweifel sein werde; denn er habe eine natürliche Vorneigung für alles offenbar Unterdrückte und werde das Für und Wider, abgesehen von allem Schmuck des Vortrages, gewissenhaft erwägen. Der Gegensatz zum Vater ist ihm auch keineswegs so scharf gespannt, als handelte es sich um einen alten und einen neuen Gott, um einen alten und einen modernen Christus, so sehr es ein Ringkampf zwischen Herz und Herz auf dem Boden der Familie war, so ähnlich wie fünzig Jahre früher auf dem preußischen Königsthron der Zwist zwischen dem Vater, der keinen „effeminirten Kerl" leiden konnte, und dem Sohne, der „desertirt" war, sich begeben hatte. In traurigem, jammervollem Zustand befand sich auch hier in einer Theologenfamilie der Sohn, niedergedonnert durch des Vaters Brief: viel bittere Thränen vergoß er in schlafloser Nacht. „Warum, bester Vater, sagen Sie, ich bete nicht Ihren Gott an, ich wolle fremden Göttern dienen?

Ist es nicht ein Gott, der Sie und mich erschaffen hat und den wir beide verehren?" so schrieb er in seiner Entgegnung, indem er nicht Wort haben wollte, daß, wenn der Vater als Zweck der Weltschöpfung die Verherrlichung Gottes bezeichne, dieser unvereinbar sei mit dem Gedanken der Vollkommenheit der Geschöpfe und ihrem Streben danach, und daß, wenn Christus „Sohn Gottes" in der Schrift heiße, dadurch eine Einheit mit dem göttlichen Wesen bezeichnet sei, die ganz anderer Art sei, als bei den von den Aposteln ja auch als Kinder und Söhne Gottes bezeichneten Christen. Genug, der Vater hatte seine Einwilligung zur Uebersiedelung nach Halle gegeben. Der Onkel hatte in seiner vorsichtigen Art weder zu- noch abrathen wollen; aber er nahm den Neffen zu Ostern Ende April 1787 bereitwillig in sein Haus auf.

5.

Schleiermacher als Student in Halle (1787—89) und in Drossen (1790).

Ein kleines enges Zimmer umfing ihn fortan in Halle. Ein Schema für seine Ausgaben hatte er sich von einem Studenten nach Barby schicken lassen: Holz jährlich 12 fl., Miethe mit Aufwartung 24 fl., Mittagstisch 40 fl., Frühstück und Abendbrot 48 fl., Friseur 8 fl., Stiefelbürsten und Kleiderausbürsten 8 fl., Wäscherin 8 fl. Was das Essen anging, hoffte Schleiermacher billiger durchzukommen, da er keinen Kaffee trinke, auch Abends nicht viel esse: etwa 115 fl. berechnete er für seine Ausgaben, abgesehen von dem, was Collegiengelder, Bücher und Kleider kosten würden. Sein Vater meinte auch, jener Student, der ihm die Ansätze gemacht, sei eines reichen Mannes Sohn und danach könne er sich nicht richten; er möge sich auch zu einem jungen Adligen halten, der sich in Halle sehr gut aufführe, jedoch mit

Bescheidenheit und geziemender Beobachtung seines höheren Standes. Der Sohn kam dem Rathe nicht ganz nach, da er von jenem Junker durch eine allzustarke Dosis von Adelsstolz, die derselbe sich in Breslau zugelegt hatte, sich zurückgestoßen fühlte. Ueberhaupt an das zurückgezogene Leben der Brüder gewöhnt, mied er die Rohheit des Studentenwesens, fand sich schüchtern und unsicher in seinem Auftreten in der freien Welt, die er seit Jahren nicht gesehen hatte, er hatte wohl einen richtigen Tact für das Falsche, Gemeine, Halbe, Verkehrte in allen Dingen, indeß das Rechte hatte er noch nicht gefunden. Bis auf einige Züge fand er das Portrait zutreffend, das ein ihm fremder Mann seinem Vater über sein Wesen entwarf: er sei in seinem Aeußern sehr nachläßig, ganz wie ein in sich gekehrter Mensch, cynisch in seiner ganzen Lebensart, für sich sehr genügsam, opfere aber in Gesellschaft seinen Freunden zu Gefallen Alles auf, auch das Nothwendigste, sei fleißig für sich, aber nur sehr stoßweise, ein schlechter Besucher der Collegien, die er scheinbar verachte, übrigens suche er die Verborgenheit fast geflissentlich, wenn er unter Vornehme und Reiche komme, so sei er beides noch mehr als sie, kalt und stolz gegen alle Höheren und vorzüglich gegen seine Lehrer und Vorgesetzten. Zweierlei, so bekannte er selber, habe er damals noch gar nicht gekannt: die Kunst und die Frauen; nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüths habe sich ihm später das menschliche Wesen erschlossen. Mit seinen Freunden aus Barby stand er noch in lebhaftem brieflichen Verkehr. Einige waren dort zurückgeblieben, Andere auf die Universität Jena oder in die weite Ferne gezogen. Er selber studirte vier Semester lang in Halle, wie er sich ausdrückte, auf „Mord", so daß ihn Albertini vor den für die Gesundheit schädlichen Folgen warnen mußte. Bei dem berühmten Philologen Wolf hörte er ein Colleg über den römischen Geschichtschreiber Tacitus, bei dem Philosophen Eberhard, der nach englischem Muster

Essays (Versuche) und philosophische Dialoge schrieb, um seine Weisheit über das sittliche Wesen des Menschen allen gebildeten Kreisen zugänglich zu machen, sog er einen hohen Enthusiasmus für Platon und Aristoteles ein. Der Vater hatte sich allmählich besänftigt, zumal sich auch schon eine Aussicht auf Anstellung als Gymnasiallehrer in Zerbst eröffnete. Er gab ihm Freiheit auch in der Theologie, die dem gesunden Menschenverstand widerstreitende Exegese der neuern Ungläubigen, eines Bahrdt und Semler, zu hören: aber er wünschte zur Bewerkstelligung einer Sinnesänderung, daß der Sohn auf die eigenen Erfahrungen Acht gebe, und wenn er da seine Ohnmacht empfinde, sich selbst von seinem inneren Verderben, vom Stolz und allen Folgen zu befreien, so solle er frisch zufahren im Glauben und zu dem mitleidigen Hohenpriester seine Zuflucht nehmen. Der Fleiß des Sohnes erfreute das Herz des Vaters, und er ermahnte ihn, auch andern Denkern als Eberhard, z. B. Jacobi, Mendelssohn und namentlich der Kritik der reinen Vernunft vom Professor Kant seine Studien zu widmen und ihre Ideen gründlich durchzudenken. Das Privatstudium der Mathematik lobt er auch; nur warnt er, die mathematische Gewißheit zum Maßstab der theologischen machen zu wollen; denn die letztere sei anderer Natur und entstehe aus der historischen und psychologisch-moralischen Evidenz zugleich. Das warnende Beispiel des Großvaters aus Jung-Stilling's Theobald hält er ihm betreffs der Schwärmgeisterei vor und gibt auch eine Anweisung, das Colleg über die Apostelgeschichte recht zu würdigen, den Hauptpunkt der urchristlichen Zeit scharf ins Auge zu fassen, wie nämlich die Triebfeder alles Handelns bei den Aposteln die Liebe Christi gewesen sei. Der Sohn erwiederte am 14. August 1787, daß er auch abgesehen von der ihm unbegreiflichen Wohlthat der Erlösung so viel Ursache zur Sinnesänderung und gottgefälligem Leben habe. In Kant's Schriften habe er schon mit einigen Freunden zu Barby

gelesen, in den Michaelis-Ferien wolle der Onkel mit ihm andere Bücher desselben lesen; dann werde er die von Eberhard gehörten Wolf'schen Philosopheme damit vergleichen: so viel er bis jetzt von Kant verstehe, so lasse er das Urtheil in Religionssachen ganz frei. Jacobi meinte er, werde ihm immer noch schwer wegen der großen Verwirrung und Unbestimmtheit in seiner philosophischen Sprache; die zwischen ihm und Mendelssohn gewechselten Schriften will er auch mal lesen. Auch Englisch und Französisch versprach der gehorsame Sohn fleißig zu treiben, da der Vater darauf drang, um ihn als Informator einem adligen Hause empfehlen zu können: nur hatte er gegen das Französische einen kleinen Widerwillen, da es zu weichlich und tändelnd sei. In Summa: es lag ihm vor allem am Herzen, die Geschichte der menschlichen Meinungen zu studiren und zwar in den beiden Zweigen, in dem Gebiet der Theologie und der Philosophie: das war sein höchstes Bedürfniß, und er befriedigte es, indem er mehr selbst forschte und schuf, als in sich aufnahm und sich durch die Collegien geben ließ. Er wollte in den Vorlesungen nur Data haben, um seine eigenen Reflexionen daran zu reihen.

Trotzdem seit der Uebersiedlung des Onkels in die Prediger-Stelle zu Drossen in der Neumark (August 1788) die Existenz unseres Studenten sehr erschwert war, hielt er noch das Wintersemester in Halle aus; er dankte es dem Vater sehr, daß derselbe sich ihm zur Liebe alle Monate einen Ducaten abdarbte. Krankheit und üble Laune störten ihm aber doch dies letzte Semester. Es war ärgerlich, daß sich nicht gleich eine „Condition" fand; noch ärgerlicher, als eine solche in Aussicht war und der betreffende Breslauer Herr die schon eingeleiteten Verhandlungen auf eine höchst verletzende Art abbrach: er machte nämlich einige Bemerkungen über den Wuchs des jungen Schleiermacher, die etwas gehobene Schulter, so daß dieser nicht weiter sich in die

Sache einlassen wollte. In Halle zu bleiben war für einen Reformirten doppelt schwer: nur wer etwa der Universität sich widmen wollte, gute Verbindungen und äußere Vorzüge hatte, konnte dort eine Stätte finden. Seines Bleibens war also nicht länger, da ihm dergleichen Hülfsquellen abgingen, um sich in Halle länger zu halten.

Er fühlte, daß sein Schicksal sich bald entscheiden müsse. Es war ihm schwer ums Herz, der Blick in die Zukunft nicht eben heiter, als er im Mai 1789 mit Beihülfe seines Vaters mühsam seinen Abzug zu Stande brachte, über Berlin reiste und noch auf ein ganzes Jahr in Drossen bei dem gütigen Oheim eine Zuflucht suchte. Es eröffnete sich nun noch eine Zeit gelehrter Muße, die er bei allem Unbehagen doch treulich auskaufte, um den Uebergang aus dem blos lernenden, forschenden Stande in das geschäftvolle, anwendende Leben tüchtig ausgerüstet zu bewirken. Er studirte in des Onkels wohlversehener Bibliothek fleißig die alten Griechen und die modernen Schriftsteller, neben einem Lucian den Wieland, der ihm mit ersteren Verwandtschaft zu haben schien, neben Aristoteles den Kant u. A. Er versuchte sich auch in der Darstellung eigener Gedanken mit kleinen Aufsätzen z. B. über Aristoteles' Begriff von der Gerechtigkeit, über das höchste Gut und über den Werth des Lebens, oder mit Gesprächen über die Freiheit des Menschen. Er vertiefte sich auch in die Schriften Hamanns, des Magus aus dem Norden, und lernte vielleicht von ihm, daß sein Freund Brinckmann eine falschen Gegensatz zwischen dem frommen Christen und dem philosophischen Kopf ansetzte, da es doch auch wohl einen frommen Kopf und einen philosophischen Christen geben könne. Er dankte es dem Vater, wenn dieser ihn vor Empfindelei und vor Systemsucht warnte: was letztere anbetreffe, so habe er mit den Zweifeln angefangen zu denken, und so viel er auch seitdem gelesen und selbst nachgedacht habe, so viel Umgang er auch mit den festesten Anhängern dieses oder jenes

Systems gepflogen habe, so sei er doch gewissermaßen in der Theologie sowohl, als in der Philosophie auf dieser Stufe stehen geblieben. „Ich glaube nicht" — schreibt er — „daß ich es jemals zu einem völlig ausgebildeten System bringen werde, so daß ich alle Fragen, die man aufwerfen kann, daraus würde beantworten können."

Die kleine Landstadt der Mark, in der er lebte, zog ihn inzwischen in das kleine gesellige Leben, für welches er auch ein Interesse hatte: er sah den Onkel als den echten Prediger und Seelsorger seiner reformirten Gemeinde wirken, nahm mit Antheil an den Conflicten, die mit dem lutherischen Prediger wegen gemischter Ehre entstanden, und lernte daraus für die Zukunft.

Die kirchlichen Zustände Preußens konnten ihm damals nicht gerade große Freudigkeit und Festigkeit einflößen. Es erging ihm vielmehr, wie dem Onkel, das pro — und contra — Gewäsch über das Religionsedict erfüllte ihn mit Ekel. Seit dem Hinscheiden des großen Friedrich hatte dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. bekanntlich seinen Lehrer, den ehemaligen Pastor Wöllner mit dem Justizministerium betraut und ihm am 3. Juli 1788 auch die Leitung der geistlichen Angelegenheiten überwiesen. Schon 6 Tage später erschien das Religionsedict und am 19. December ein Censuredict, welche eine Gewissensfreiheit verstatteten, wie man sie heutzutage etwa den Protestanten in Spanien gönnt. So lange ein Jeder ruhig als guter Staatsbürger seine Pflichten erfüllte, seine jedesmalige besondere Meinung aber für sich behielte und sich sorgfältig hütete, sie auszubreiten, sollte er unangefochten bleiben; aber — so lautet es buchstäblich — wenn Geistliche oder Lehrer die elenden längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten unter dem äußerst gemißbrauchten Namen der Aufklärung wieder aufwärmten, heimlich oder öffentlich ausbreiteten, wurde ihnen Cassation und Aergeres gedroht. Unbekümmert um der-

gleichen lebte also unser Schleiermacher seinen Studien: zur Abwechselung besuchte er höchstens Landsberg an der Warthe und lernte den Verwandtenkreis daselbst kennen. Er verhandelte brieflich mit Brinckmann wohl das damals öfter in Frage gestellte Capitel vom Selbstmord und entschied sich mit vollem Rechte gegen jedes eigenmächtige Hineinspringen in das Jenseits. Er fragte, was Tugend und Glückseligkeit seien, wie ihre verschiedene Vertheilung zu rechtfertigen sei, er forschte darüber bei den Denkern der alten und neuen Zeit: „so sehe ich" — konnte er rühmen — „den Kampfspielen philosophischer und theologischer Athleten ruhig zu, ohne mich für irgend einen zu erklären, oder meine Freiheit zum Preis einer Wette für irgend einen zu setzen; aber es kann nicht fehlen, daß ich nicht jedes Mal von beiden etwas lerne."

Indeß damit er doch ein praktischer Mensch würde, mußte das Examen gemacht werden: den theologischen „Wust" mußte er sich einprägen, Subtilitäten für das Examen auswendig lernen, über die er doch im Inneren weit hinaus war. Die delabrirten Kleider, die dürftige Casse (zwei Thaler hatte er darin) machten ihre Sorge, ehe er nach Berlin zum Examen reiste. Aber der Vater schickte ihm zwanzig Thaler, mit denen er eigentlich nichts anzufangen wußte. Der Hofprediger Sack nahm ihn in Berlin freundlich auf. Das Examenfieber blieb indeß nicht aus. Der Onkel tröstete ihn noch, daß er vor Anderen Fertigkeit im Lateinsprechen und ein helles ordentliches Denken voraus habe. Zu Anfang Juni 1790 war das Examen bestanden. Er mußte bekennen, daß man es ihm leicht gemacht, oder, wie der Onkel meinte, daß er es sich schwerer vorgestellt hatte. Die zu haltende Probepredigt war einem der Examinatoren nicht populär genug: auf solchen Gemeinplatz gab er eine Antwort, die von Freimüthigkeit und Geistesgegenwart zeugte. Sack ließ ihn rufen und sagte ihm Gutes über die Predigt, so daß der Onkel begierig war sie zu lesen.

Uebrigens trug er sich zur Freude des Onkels mit schriftstellerischen Entwürfen; der angenehme Verkehr mit Brinckmann, dem alten Freunde, erregte den flüchtigen Gedanken, ob durch Unterricht in der Mathematik der Unterhalt in Berlin möglich wäre. Die Tante schalt inzwischen, daß er schon drei Wochen in der Residenz gewesen sei, ohne sich einen Haarbeutel zum Examen anzuschaffen. Auch der Vater schmollte, daß der Sohn, der Anderen zum Geburtstag Gedichte mache, ihm nicht auch eins schicke. Er wollte aber nicht in der Reihe der finsteren Väter stehen, die sich die Freuden des Alters damit verderben, daß sie nicht mit Kindern Kinder und mit Jünglingen Jünglinge sein können. Er beneidete den Sohn um den Anblick so mancher Kunstwerke in der Residenz, wodurch sich ihm neue bisher ungekannte Freuden aufschließen würden. Ja der Vater hatte sich jetzt so umgewandelt, daß er Hemsterhuis und Baco als wahre Philosophen und Selbstdenker dem Sohne pries, die lichtvollen Ideen Lessings in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ empfahl: „um Alles, was ich dich bitten darf, nimm lieber keine Partie, auch nicht die der Orthodoxen, sondern suche und ehre Wahrheit, wo du sie antriffst.“ Stellt sich die Jugend nach ihrer Art gern auf die Zinne der Partei, so ist der Vater jetzt ganz eins mit dem Sohne, die Wahrheit auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu suchen, in ernster philosophischer und historischer Forschung.

Aber das forschende betrachtende Stillleben der Studien ging jetzt zu Ende. Das eingesammelte Gut der Erkenntniß sollte auch Andern zu Nutzen verwerthet werden. Es begann der zweite Lebensabschnitt für Schleiermacher.

Der zweite Lebensabschnitt:

Die Lehrlings- und Wanderjahre

(1790—1809.)

6.

Das Candidatenleben in Schlobitten, Drossen und Berlin (Herbst 1790 — April 1794).

Schon die Jugend- und Bildungsjahre Schleiermachers waren eine Zeit des Sturmes und des Dranges, nicht unähnlich der Gährungszeit, die viele seiner Zeitgenossen damals gerade durchlebt hatten. Der junge Feuerwein sollte noch andere Gährungen durchmachen, aber die Substanz sollte dieselbe bleiben, eine tief religiöse und tief sittliche Natur, die auch durch den Zweifel hindurch sich ehrlich an das Licht der Wahrheit hindurchringt und lauter und durchsichtig bleibt mitten unter trüben Elementen. Wenn nun nach der Periode des Empfangens und Einnehmens, das Ausgeben und Fruchtbringen für Andere anging, so sollte auch dabei kein Stillstand in der Entwicklung des noch jugendlichen Geistes stattfinden, sondern ein bedeutendes innerliches Wachsthum erfolgen. Gerade das ahnungsvolle Gebiet der Innerlichkeit, das reiche Leben des Gemüthes war so recht die Heimathstätte seines Genius; doch nicht so, daß er darin verschlossen hätte weilen und in sich vergehen mögen: sondern das Hinauswirken und Eingreifen in die sittliche Weltordnung gehörte recht eigentlich mit zu seinem auf den Willen und die Thatkraft gestellten Wesen. Schlummernde Kräfte wurden denn auch geweckt zu fernhin tragender Wirkung für die Kreise der Familie,

des Volkes, der Kirche, als sich für Schleiermacher durch die Kunst und die Frauen das Wesen der Menschheit am reinsten erschloß, und die Uebung des wissenschaftlichen und des patriotischen Berufes, sein Wirken als Prediger und Seelsorger sich weiter und weiter ausdehnte. Es war noch ein Lernen von seiner Seite, es war ein Hin- und Herwandern, zum Theil durch den gewaltsamen Umschwung der Dinge herbeigeführt, bis er im Jahre 1809 den bleibenden Sitz in Berlin gewann und mit seinem Ehebund einen eigenen Heerd für das letzte Drittel seines Lebens gründete.

Wie öfters im Leben junger Theologen gab das Examen in Berlin auch den Anlaß, daß Schleiermacher eine Stelle als Hofmeister in einem hohen Hause erlangte: auf Sack's Vorschlag ging er in das Haus des Grafen Dohna zu Schlobitten zwischen Preußisch-Holland und Mühlhausen. Glückliche Tage verlebte er noch in Drossen; in Landsberg verlor er, wie er es nennt im „edlen" L'hombre: dann kam abscheuliches Wetter, mit Lebensgefahr ging es über die Weichsel. Ein Ausschlag hatte ihn betroffen, ein böses Bein trug er von einem Unfall davon. Das hielt ihn ab nach Königsberg zum Grafen Wilhelm, einem der älteren Söhne des Hauses, zu reisen; er hätte ihm sonst beim Studium in der „kläglichen Positur eines Repetenten" zur Seite stehen müssen. Er blieb nun in Schlobitten in der sehr freundlichen Häuslichkeit eines edlen, feiner Bildung beflissenen Geschlechtes. Im Ganzen drittehalb recht glückliche Jahre verlebte er so fern von dem Getümmel großer Städte ohne die Sorge und Enge des bürgerlichen Lebens auf dem Landsitz einer der vornehmsten westpreußischen Adelsfamilien. Er empfand, wie trefflich es ist, unter guten Menschen zu sein und Gutes zu sehen. Der Graf hatte als Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig die letzten Campagnen des siebenjährigen Krieges mitgemacht, ein alter Haudegen, von gutem Charakter, jovial und voll komischer Laune. Die Gräfin, des Hauses Krone, etwa

40 Jahre alt, von schönem Wuchs, großem air und hoher Grazie, aus dem Hause von Finkenstein, hatte als Jugendgespielin der Erbstatthalterin, der Schwester Friedrich Wilhelms II. und Gemahlin Wilhelms V. von Holland, viel am Hofe gelebt, liebte aber doch als Mutter von zwölf Kindern mehr die natürlichen, häuslichen Freuden, war lieber Mutter, Gattin und Hausfrau, als Gräfin und eine der ersten Damen des Landes: ihr Charakter flößte in gleichem Grade Ehrfurcht und Liebe ein. Von den zehn lebenden Kindern war der älteste Sohn Alexander, damals beim Generaldirectorium beschäftigt, später ward er in entscheidungsvollen Tagen preußischer Minister; der zweite, Wilhelm, studirte in Königsberg. Die älteste Comtesse Caroline war primus omnium, etwa zwanzig Jahre, von wenig einnehmendem Aeußern, aber sehr fein fühlendem Herzen und treffender Urtheilskraft, auch mit einem ganz kleinen Hang zur Schwärmerei. Die zweite Comtesse Friederike zwischen sechzehn und siebzehn Jahren vereinigte in unbeschreiblicher Weise Alles, was der neue Hauslehrer sich jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht hatte: so ohne Prätension und so voll von attachement, mit tiefblickendem Verstand, für alle geselligen Empfindungen geschaffen und gestimmt, mit einer ruhigeren Einbildungskraft; sie gewann dem kalten Denker das Herz ab, zumal sie sich weigerte, einem ungeliebten Manne, mit dem sie schon verlobt war, die Hand zu reichen: sie starb früh im Jahre 1801. Fast schöner kam ihm anfangs die fünfzehnjährige Auguste vor, in der zehnjährigen talentvollen Christiane fand er viel Eigenliebe und Selbstgefühl, das er zu beugen sich vornahm. Von den Söhnen gefiel ihm der vierzehnjährige Graf Louis von Anfang an sehr: es that ihm ordentlich leid, ihn bald an die Soldatesca verlieren zu sollen. Der neunjährige Fabian und, der Liebling des Vaters, der sechsjährige Fritz gehörten noch zu seinen Zöglingen, jener focht später in Spanien, dieser wirkte bei Tauroggen mit und ward Scharn-

horst's Schwiegersohn. Den anderthalbjährigen Helvetius rechnete Schleiermacher nicht mehr zu seinem Departement. Früh zwischen 5 und 6 Uhr stand er auf, auch in der Decemberzeit, denn Morgenstunde habe Gold im Munde; im Sommer sollte es noch früher sein. Er überwachte das Aufstehen der Knaben: sie gingen zum Frühstück und zur Morgenandacht hinunter. Bis $8\frac{1}{2}$ Uhr konnte er für sich arbeiten, ebenso von 11 bis 1 Uhr. Die übrige Zeit nahmen Stunden in Geometrie, Französisch, Geographie und Geschichte hin. Abends zum Thee kam man im Zimmer der Gräfin zusammen, Schleiermacher spielte wohl Schach mit dem Grafen oder dessen Schwiegermutter, der Frau Generallieutenant. Von 10 bis 11 Uhr konnte er noch für sich arbeiten. Indeß, wenn gleich unter vortrefflichen Menschen, er kam sich im fremden Land doch wie ein einsamer Fremdling vor. Es fehlten ihm gelehrte Bekanntschaften. Die gräfliche Bibliothek hatte zwar sehr gute Bücher aus der schönen Literatur. Dennoch freute er sich der Zeit, wenn er erst das examen pro ministerio in Berlin würde bestanden haben. Er hatte schon in den ersten acht Wochen ein Mal im Schloß vor der Herrschaft gepredigt und zwar unter vielen „Applaudissements", zu Weihnachten und Neujahr wiederholte er diese ersten Uebungen, und der Onkel freute sich, daraus schließen zu dürfen, daß er gern gehört werde. Die Predigten aus dieser Candidatenzeit sind uns noch erhalten, sie betreffen meist weniger den Kern der Heilswahrheiten, das Glaubensgebiet, als vielmehr eigenthümliche Aufgaben des sittlichen Lebens und verrathen eine ungewöhnliche Reife des Verstandes, ohne die gewöhnlichen Fehler der Anfänger, Ueberfülle von Bildern und Blumen an sich zu tragen. Der Vater wünschte ihm, daß er sich etwas herabstimmen möge, wie wenn er statt eines glänzenden Publicums ein gemischtes, auch aus der niedrigsten Classe vor sich hätte. Schon gewöhnte sich der Sohn daran, die Predigten nur in Gedanken auszuarbeiten und nicht in der ganzen

Ausdehnung aufzuschreiben. Auch der Onkel gab seinen guten Rath, damit er sich nicht gerade zum Cabinetsprediger ausbildete. Ein Mal, in den Maitagen 1791 war er auf anderthalb Tage in Königsberg und besuchte den großen Kant auf ein halbes Stündchen, aber ohne mehr zu sehen, als ob er den Kupferstichen und Gypsbüsten und den Beschreibungen und Vorstellungen, die man von ihm hatte, ähnlich sehe. Er wanderte in der großen, aber alten Stadt ziemlich umher, aber schöne Architektur gab es nicht. Sein böser Fuß verbot ihm auf den Thurm des alten Doms zu steigen. Einem anderen Hofmeister begegnete er, der auch in Glatz gewesen war und durch allerlei gute und böse Gerüchte hindurchging: er war maçon und Haupt einer gewissen société, die gemeiniglich mit dem Namen der Gichtelianer belegt wurde. Auch Danzig besuchte Schleiermacher gelegentlich auf einige frohe Stunden.

Mit den Kindern lebte er in einer Art Elysium. Aber der Onkel mußte ihn doch auch vor Empfindlichkeit warnen; in seinen Ausdrücken möge er auf der Hut sein, da er zuweilen auf eine feine Art doch sehr beißend sich ausdrücken könne. Gleich zu Anfang hatte er ein kleines „Rencontre" mit der Gräfin, es wurde aber noch beigelegt: „nun ist ihm bene", rief der Graf, und wirklich schrieb er im August 1791: „Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrsamkeit zu welken und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben und das wärmt meine Gefühle."

In politischen Dingen war ihm dazumal natürlich Frankreich sehr interessant. Gern hätte er gewußt, was die hohen Häupter, Leopold II., Friedrich Wilhelm II. und der Graf von Artois in jenen Augusttagen auf dem Lustschloß Pillnitz gegen das gute Volk ausgeheckt hatten. „Gott verdamme ihre despotischen Absichten!" meinte er mit Bezug darauf. Wegen der kirchlichen Verfolgung etwa der Theologie Valet zu sagen, kam

ihm nicht in den Sinn; er meinte bei den Reformirten sei davon doch noch nicht viel zu spüren, und so abgeschmackt es sei, man müsse es von der lächerlicheen Seite nehmen, alle königlichen und kurfürstlichen Thoren und alle die thörichten Geister, die durch sie sprächen, könnten einem doch das elysische Leben nicht verbittern, sondern höchstens wider ihren Willen würzen. Nur seine Lunge machte ihm Sorge, ob sie auch für die Kanzel ausreiche und er nicht lieber das Katheder etwa auf der Universität Frankfurt besteigen solle. Fleißig studirte er im Neuen Testament und zeichnete sich eine Reihe von Anmerkungen auf, ohne viel in alten und neuen Commentaren nachzusehen. Wie er Sittlichkeit und Glückseligkeit scharf von einander schied, so wollte er auch eine Trennung von Staat und Kirche durchgeführt wissen, die dem Onkel viel zu weit griff, denn in der bisherigen Verbindung beider sah der Neffe den Keim der Intoleranz und des Gewissenszwanges, das einzige radicale Gegenmittel schien ihm, wenn der Staat sich gar nicht mehr um die Religion der Unterthanen bekümmere. Der Onkel hielt ihm wohl das Beispiel der westphälischen Länder entgegen und Holland, wo noch Classen und Synoden seien, die Zeiten Constantins, um zu zeigen, daß die Intoleranz vielmehr Schuld der einzelnen Glieder sei und durch Aenderung des Verhältnisses zum Staat nicht aufgehoben werde.

Als das Haupt Ludwigs XVI. unter der Guillotine fiel, gestand Schleiermacher dem Vater, daß er die französische Revolution sehr liebe (er war im gleichen Fall wie Klopstock und Schiller) aber nicht jenen unseligen Schwindel, und jene That hatte ihn von ganzer Seele mit Traurigkeit erfüllt, da ihm der gute König als unschuldig erschien und er jede Barbarei von Herzen verabscheute. Allerlei schiefen Urtheilen gegenüber hatte er sich freilich aufgeführt als die Stimme des Predigers in der Wüsten, und es war ihm auch gerade so ergangen. Ungehört und unverstanden fand er sich mit seinen Urtheilen allein. Solchen, welche

die Handlung nur deßwegen verdammten, weil es ein gesalbtes Haupt gewesen sei, hielt er vor, daß, wenn die Todesstrafe überhaupt etwas Rechtmäßiges sei und Ludwig etwas verbrochen hätte, das Gesalbtsein seiner Verdammung nicht hinderlich sei; auch auf das decorum komme es nicht an, es sei gleichgültig, wer ihm die Haare abgeschnitten habe: dann wollten sie sich kreuzigen und segnen und schrieen ihn für gefühllos aus. Andererseits hielt er den Leuten auch das Wahre vor, daß keine Politik der Welt zu einem Morde berechtige und daß es infam sei, einen Menschen zu verdammen, dem nichts erwiesen sei, aber auch dafür hatten sie keine Ohren. So war es ihm in der französischen Sache zu tausend Malen ergangen, wenn er das audiatur et altera pars praktisch geltend machte. „So verderbe ich es mit Allen"; — meinte er — „und ich armer Mensch, der ich selten über einzelne Dinge eine Meinung habe, und also noch viel weniger im Ganzen zu einer Partei gehören kann, gelte bei den Demokraten nicht selten für einen Vertheidiger des Despotismus und für einen Anhänger des alten Schlendrians, bei den Brauseköpfen für einen Politicus, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit der Sprache nicht recht heraus will, bei den Royalisten für einen Jakobiner und bei den klugen Leuten für einen leichtsinnigen Menschen, dem die Zunge zu lang ist. So ist mir's mit der Theologie auch schon seit langer Zeit ergangen, und ich weiß mich zu besinnen, daß ich in einer Viertelstunde von dem Einen für einen Lavaterschen Christen, von dem Andern wenigstens für einen Naturalisten, von dem Dritten für einen strengen dogmatischen Orthodoxen gehalten wurde, von dem Vierten . . ." hier bricht der Brief ab, wir vermuthen: für einen „Schleier-Macher", ein noch oft beliebtes Wortspiel mit seinem Namen.

Ob es nun bei solchen politischen Disputationen war oder bei anderen; kurz am 6. Mai 1793 gerieth er mit dem Grafen in Widerspruch und Streit, so daß letzterer ihm von Abschied

sprach, und da es auch sonst betreffs des Unterrichts und der Erziehung der Kinder Differenzen gab, wurde anderen Morgens in aller Ruhe und Freundschaft das Auseinandergehen beschlossen. Er nahm sein Gehalt bis Ende September, auch Reisegeld ohne Umstände an, um nicht stolz zu erscheinen. Der Abschied war bewegt. Nach dem Pfingstfest setzte er sich in den Postwagen. An Sack hatte er über sein Scheiden geschrieben. In Drossen verweilte er bei dem Oheim Mitte Juni kurze Zeit, dann traf er in Berlin ein und hielt eine Predigt als Probe und zwei Lectionen im Friedrich-Werderschen Gymnasium: er nahm den Vorschlag an, in die Seminaranstalt des Consistorial-Rath Gedicke einzutreten, so dürftig auch das Gehalt von einhundertzwanzig Thalern war, das darin den künftigen Schulmännern geboten ward. Acht bis zehn Stunden hatte er dafür die Woche zu ertheilen. Auf das Predigtamt, das er in Schlobitten als Mittel sein eignes Inneres befreundeten Seelen darzulegen so lieb gewonnen hatte, stand indeß doch seine Absicht: daß er dagegen ein großer oder auch nur ein fruchtbarer Schriftsteller werden könnte, war ihm sehr zweifelhaft. Lästig wurde ihm inzwischen allmählich die übergebene Arbeit in der großen Schulanstalt wegen seines kurzen Gesichts, mehr einheimisch fühlte er sich dafür in dem Kornmesserschen Waisenhaus, wo er auch Stunden gab: Gedicke's Programm rühmte den reformirten Candidaten Schleiermacher, der sich durch seinen philosophischen Geist und nicht gemeine Sprachkenntniß auszeichne. Gern verkehrte er mit seinem alten Freunde Brinckmann, in Sack's Familie hatte er Zutritt; auch die schöne Jüdin Henriette Herz trat in seinen Gesichtskreis: aber verhaßt blieb ihm der Berlinische Ton und das ganze Wesen. Ob er die blanken Knöpfe seines Rockes habe abschneiden lassen, als nicht mehr geziemend für einen Candidaten, fragte theilnehmend die Tante. In der Passionszeit 1794 predigte er auch wieder, ein Hofprediger witterte naturalistische Gesinnungen

in ihm, und er hatte mit Sack ein ernstes Gespräch. Zu Landsberg aber bot sich ihm damals bei dem Schwager seines Onkels, Schumann, eine Aussicht als Adjunct in das Predigtamt einzutreten. Er eilte mit Abmachung seines zweiten Examens, konnte leider weder seinen Vater in Oberschlesien, noch seinen Oheim in Drossen besuchen und traf noch rechtzeitig in Landsberg ein, um dort mit der Charfreitagspredigt am 23. April 1794 seine Wirksamkeit als ordinirter Geistlicher zu eröffnen.

7.

Die Adjunctur in Landsberg 1794—96.

Er mußte sich selber bei der Gemeinde einführen; denn sein Verwandter, durch Alter und Krankheit niedergedrückt, konnte ihn derselben nicht vorstellen. Mit innigem Gebet anhebend und schließend predigte er über die Pflicht des Christen, den Tod Jesu aus Dankbarkeit gegen ihn zu verkündigen, und bald hörte die Landsberger Gemeinde den jungen Prediger, der mit großer innerer Freudigkeit dieses seines Amtes wartete, mit ungewöhnlicher Vorliebe. Schon ging er damit um, einige seiner Predigten drucken zu lassen. Der Onkel fand den Einfall nicht uneben, denn wenn einmal das erste Eis gebrochen sei, würden auch andere literarische Productionen von ihm nachfolgen. Allerdings währte es doch noch mehrere Jahre, ehe er diesen Schritt that. Die Predigten eines schottischen Geistlichen, Hugh Blair, die Sack angefangen hatte zu übersetzen, fuhr er fort, mit feinem Verständniß der Manier desselben in das Deutsche zu übertragen. So erwarb er den ersten Schriftstellerlohn. Das war auch nöthig. Denn seine äußere Lage war äußerst dürftig. Nur zwei Tische und drei Stühle — das schien dem Vater doch etwas armselig. Innigen Verkehr pflog er indeß mit einer ihm verwandten Familie Benecke; die Frau des Hauses, seine Cousine, zog ihn

besonders an durch das offene Gemüth, mit dem sie ihm entgegenkam und ihn zum Vertrauten ihrer Sorgen und ihrer Freuden machte. Daß der Zulauf zu seinen Predigten vielleicht nur einige Wochen dauern könnte, hielt der trotz seiner Jugend so verständige Prediger sich selber wohl vor. Aber von Herzen wünschte er sich Gottes Segen, um wirkliche Erbauung durch seine Vorträge zu stiften. Mit großem Eifer nahm er sich des Jugendunterrichtes an. So herzlich sauer es ihm auch bei den verwahrlosten Köpfen wurde, es galt ihm derselbe als das eigentliche Hauptgeschäft seines Amtes, das er „nicht handwerksmäßig als sein Brot ansehen mochte, noch je so zu behandeln gedachte". Gar leid aber that es ihm, daß seine eigene, wie des Vaters pecuniäre Lage ihnen keinen gegenseitigen Besuch gestattete, um so mehr als der Vater ihm noch zu Arbeiten über die politische Philosophie der Alten oder über das Platonische System angespornt hatte und ihm dann plötzlich durch den Tod im September 1794 entrissen ward. Dessen letzter Brief vom 3. Juli hatte den Sohn noch so fragend angeschaut, ihm Glück und Segen zu der Landsberger Wirksamkeit gewünscht und hätte gern etwas aus ihm herausgelockt. Er hatte sich ganz ausgesöhnt mit dem Lebensgang seines Fritz, und dieser, nun 26 Jahre alt, empfand die ganze Wucht des Schmerzes um so tiefer, als die Erinnerung ihm jene dunkelste Stelle aufzeigte, da er das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte und eine gewisse Kälte ihn anwehte. Als die Mutter starb, war er noch zu sehr Kind. Seine Gefühle hatten noch etwas Phantastisches, etwas Romanhaftes, welches mitten in den Schmerz eine kindische Selbstgefälligkeit brachte. Ihre Gestalt konnte er sich nur schwer vergegenwärtigen, aber ihre Stimme tönte ihm noch ins Ohr. Auch von dem Vater sagte er noch in späteren Jahren: „es giebt wohl selten einen Tag, wo ich seiner nicht gedächte." Eine seltene Treue der Liebe und Kindespietät, die er nun auch auf den Onkel übertrug, der ihm dafür seinerseits Andenken und Briefe von der Mutter her übersandte.

Von den großen Weltbegebenheiten berührten ihn am nächsten die polnischen Dinge. Preußen hatte mit der Gewalt der Waffen den dortigen Aufstand niedergeworfen. Indeß als es zu der Theilung vom 3. Januar 1795 kam, verständigten sich die Czarin Katharina und Oestreich hinter dem Rücken des Siegers, jene nahm den Löwenantheil und schloß gar mit dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündniß, dessen Spitze eigentlich gegen Preußen gerichtet war. Da entschloß man sich von Seiten des preußischen Hofes auch den mit wenig Ehren geführten Krieg durch den Separatfrieden zu Basel am 5. April 1795 abzuschließen: Hardenberg, der ihn vermittelte, glaubte nach der Verwüstung, welche besonders die am meisten unterwühlten geistlichen Fürstenthümer am Rhein betroffen hatte, „die Ehre, den Vortheil und die Sicherheit" Preußens am besten geborgen, wenn er dem Wohlfahrtsausschuß nach dem geheimen Artikel freie Hand bis zum Rhein und im Süden und Westen Deutschlands gestattete und für Preußen Norddeutschland, namentlich den Besitz Hannovers garantiren ließe, während Oestreich in den Osten zurückgedrängt werden sollte: eine Combination, die damals schon in der That auf einige Jahre Platz greifen sollte und unter ehrenvolleren Bedingungen sich von neuem verwirklicht hat. Zur Friedensfeier hatte damals auch Schleiermacher eine Predigt in Landsberg zu halten, und er entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, indem er das Uebel des Krieges, die Last, unter der insonderheit die rheinischen Lande geseufzt, schilderte und der großen thatsächlichen Predigt gedachte, welche das unglückselige Frankreich der ganzen Welt halte. Jener Sturz Robespierre's und der Jakobiner am 9. Thermidor (24. Juli) 1794 stand ihm vor der Seele, als er von den unwandelbaren Gesetzen der

menschlichen Natur predigte: „Auf Sieg folgt Trotz, auf Trotz Uebermuth, auf Uebermuth Sorglosigkeit, und so entsteht der Verlust. Das wahrhaft Gute ausgenommen, hebt sich alles Große in der Welt zu einer gewissen Höhe, um dann auch eben so gewaltsam in seine Nichtigkeit zurückzusinken. Als jene blutdürstige, boshafte Rotte den höchsten Gipfel erreicht hatte, do dehnte sich plötzlich die Kraft der Vernunft und der Gerechtigkei wieder aus und that ihr ihr wohlverdientes Recht an. Wer ver kennt den weisen Finger deß, der von jeher selbst die Irrthüm und Leidenschaften des Menschen seinem Willen dienstbar z machen wußte? Es ist Der, dessen Gnade und Wahrheit ewi lich währen." Man ahnt, wie bei dem weiteren majestätische Gang der Weltgeschichte eben derselbe jetzt noch jugendliche Pr diger für das Vaterland vor den Riß zu treten im Stande sei konnte.

Bald nach dieser Friedenspredigt, um die Mitte des Jahre 1794 starb der Prediger Schumann: der Onkel Schleiermacher wurde dessen Nachfolger, obschon Manche den Neffen wünschten Aber das Berliner Kirchendirectorium befand die Stelle für einen so jungen Mann zu gut und Sack stellte ihm die Wahl, ob er als zweiter Prediger nach Brandenburg gehen oder die bedeuten weniger einträgliche Stelle als Prediger an der Charité in Ber lin annehmen wolle. Er entschied sich für die letztere. Sein Antwort vermehrte noch die Achtung, in der er beim Kircher directorinm stand. Er hatte noch bis zu Anfang des Jahre 1796 in Landsberg gewirkt, und besuchte dann seine Schwester in Gnadenfrei, während Bonapartes Stern ruhmreich in Ober italien aufging und Moreaus und Jourdans rasche Märsche die geistlichen Kurfürsten und die süddeutschen Fürsten, ja auch den Reichstag zu Regensburg von ihren sicheren Sitzen weithin ins Innere verscheuchten und zum Frieden mit der Republik theilweis zwangen. „Gewehr in Arm" stand Preußen da; der Ruhm

und die Macht Friedrichs waren verscherzt. Man kannte in Frankreich die Lockspeise, mit der die einst so schlagfertige Politik Preußens lahm zu legen war; man bot die säcularisirten geistlichen Stifter, ja auch die Hegemonie Deutschlands mit gutem Erfolg an und stumpfte so das Gefühl für die Ehre und Macht deutscher Nation in den maßgebenden Kreisen mehr und mehr ab.

8.

Schleiermacher als Charité-Prediger in Berlin 1796—1802.

Aeußerlich angesehen war es keine besonders glänzende Stellung, in die Schleiermacher als reformirter Prediger neben einem lutherischen an der maison de Charité, dem Krankenhause, das 1710 von Friedrich Wilhelm I. gegründet war, einrückte. Seit dem Jahre 1727 stand es an der heutigen Stelle, die jetzige Kirche wurde im Jahre 1800 eingeweiht. Zur Gemeinde zählen gegenwärtig etwa 1000 Glieder, darunter 120 Gemüthskranke. Schleiermachers Gehalt betrug 250 Thlr., dazu 20 Thlr. Accidenzien, freie Station mit Holz, Wäsche, Licht, Essen und Trinken, und mit einem Recht auf Beförderung nach 3—4 Jahren. Wie er den Kranken der Anstalt gepredigt hat, zeigt unter seinen gedruckten Predigten vielleicht nur eine, seine Antrittspredigt vom 3. September 1796, als er nach den Worten des Apostels Paulus (2. Kor. 1, 3. 4) die Gründe entwickelte, weßhalb ein christlicher Prediger zu seinem Amt immer Freudigkeit haben könne. Die erste Sammlung seiner gedruckten Predigten ist nicht aus solchen für die Krankengemeinde gehaltenen erwachsen, was man wohl beachten muß, um das eigene Wesen dieses Predigers zu verstehen. Als er im November und December des Jahres 1800 dieselben auswählte, um sie seinem väterlich gesinnten Onkel in

Landsberg zu widmen, nahm er theils solche, die er in anderen Kirchen Berlins, theils solche, die er früher in Landsberg oder während eines interimistischen Aufenthalts in Potsdam (März 1799) gehalten hatte, schloß ausdrücklich Predigten über die christlichen Feste aus und beschränkte sich auf die sittlichen Wahrheiten des Christenthums. Er verzichtete darauf, ein vollkommenes Abbild seiner gehaltenen Predigten zu geben, namentlich den populären Ton der mündlichen Rede einzuhalten, denn eine gedruckte Predigt, die durch das Verweilen des Auges schon das Auffassen des Zusammenhangs erleichtere, dürfe auch angestrengtere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Er hatte sich überhaupt mehr und mehr daran gewöhnt, die Predigten frei ohne Aufzeichnung des einzelnen Buchstabens zu halten: besonnene und ruhige Redner dürften das schon unternehmen, der beweglichere und heftigere habe sich besser an das Wort zu binden. Für Solche aber, die außer dem religiösen Zweck noch einen persönlichen hegten und nebenbei auch glänzen wollten, wenn sie erbauten, schien ihm unmöglich Regeln zu geben. Als er in Potsdam den alten Hofprediger Bamberger vertrat und manche munkelten, daß er dessen Nachfolger werden könnte, war es ihm angenehm, einmal vor einem anderen und sehr zahlreichen Auditorio seine Worte anzubringen. Er hatte auch die Ehre, dem Könige das Abendmahl zu spenden. Aber höher galt es ihm doch, eine besetzte Kirche zu haben. Einem Prediger, der auch vor dem Könige predigen sollte und sein ganzes Schicksal an diese einzige Predigt gehängt glaubte, suchte er vergeblich begreiflich zu machen, daß ja diese eine, wie alle anderen, der Abdruck seiner Gesinnung, seiner Amtsgrundsätze und seiner eigenthümlichen Manier sei, und das Gelingen oder Mißlingen seiner Wünsche habe daher seine Ursache in allen diesen Dingen und nicht in der einen Predigt.

Sein eigener Grundsatz aber war, was Andern wunderlich vorkommen könnte, immer so zu reden, als gebe es noch eine

Gemeinde der Gläubigen und eine christliche Kirche, als wäre die Religion noch ein Band, welches die Christen auf eine eigenthümliche Art vereinigt. Denke man sich die Hörer als Nichtchristen, so müsse man ganz anders zu Werke gehen und eine Art Missionsanstalt aus der Kirche machen. Aber nach dem pädagogischen Grundsatz, den Menschen für das zu nehmen, was er sein soll, hoffte Schleiermacher, die Sache werde auch dadurch wieder zu Stande kommen, daß man sie voraussetzt. „So oft ich zu einer Versammlung von Christen rede" — sprach er im September 1828 zu London in einer Predigt — „glaube ich sie ansehen zu müssen, als solche, welche sich in der seligen Bearbeitung des göttlichen Geistes befinden, in welchen Christus bereits angefangen hat, sich zu gestalten." Andererseits war er auch sich wohl bewußt, den Unterschied zwischen sittlichen und unsittlichen Menschen, frommen und weltlich gesinnten strenger zu nehmen, als es bis dahin Brauch war. Der Anstoß, den das Manchem bereite, lasse sich nicht heben, ohne dem Wesen des Christenthums untreu zu werden.

Gedenken wir hier zugleich der zweiten Predigtsammlung aus den Jahren 1805 bis 1808, der dritten vom Jahre 1812, der vierten mit den berühmten Predigten über den christlichen Hausstand von 1818 und der späteren Jahrgänge mit den Festpredigten und den Predigten über die Augsburgische Confession u. s. w., so müssen wir den Unterschied fest im Auge behalten, der zwischen dem Redner auf der Kanzel und dem Schriftsteller für das lesende Publicum, der überhaupt für die Augen- und Ohrenzeugen seiner Mitwelt und für die nachgeborenen Enkel obwaltet. Die Klage war ihm sehr begreiflich, daß die gedruckte Predigt den Leser weniger anspreche und ihm weniger Befriedigung gewähre, als die gesprochene. Man erwäge, wie seine Predigten entstanden. In die innere Werkstatt seiner Predigtarbeit verstattet die Nachricht einen Einblick, daß er überhaupt nicht mit der Feder

in der Hand dachte, sondern in lebendigem Selbstgespräch der Gedanken, oft nur kurze Zeit am Fenster stehend oder an den Ofen gelehnt, auch mitten unter Anderen die Predigt im Geiste voraus erschuf und, wie er es nannte, „seinen Zettel" machte. Hörer, die noch unter den Lebenden weilen, bekunden, wie der Ton seiner Stimme, einer mittleren nach Höhe und Stärke, ihnen noch im Ohre nachklingt, wie derselbe bald im höheren Tenor, bald im tieferen Baß die innere Bewegung, die lebendige Empfindung der vorgetragenen Wahrheit wiederspiegelte, mit der deutlichsten Aussprache verbunden Kraft und Entschiedenheit athmete. Zwar konnte schon wegen seiner Gestalt nicht so leicht der Eindruck des Erhabenen und Großartigen entstehen; aber auch ohne viel Gesten, ohne viel Hin- und Herbewegen vermochte er im lebhaften Mienenspiel der feinen Züge die innere Bewegung rein und voll darzustellen und in Anderen zu erzeugen, ja so hinzureißen, daß dem Nachschreiber seiner Predigten im Jahre 1812 hin und wieder der Griffel entsank und die erhabensten Stellen ungeschrieben blieben. In den letzten Lebensjahren, namentlich seit ihm der hoffnungsvolle Sohn Nathanael durch den Tod entrissen war, ergriff ihn öfters auf der Kanzel unendliche Rührung bis zu Thränen, aber nicht, wenn er von Tod und Unsterblichkeit, Leiden und Kummer dieser Welt redete, sondern wenn er die Liebe Gottes und des Erlösers schilderte, die Höhe der christlichen Frömmigkeit, das Erhabene des Gottesreiches. Seine Predigten waren nicht gerade populär, sie trugen nicht den Charakter von Erweckungspredigten. Ruhig und klar pflegte er den Text zu erklären und das kunstvolle Gespinnst seiner Gedanken anzulegen, vor allem auf die Schärfe der Begriffe bedacht, selten dem Fittig der Phantasie sich vertrauend, gar wenig von Gefühlsergießungen hingenommen, sondern auf das entschiedenste auf die innere Gesinnung und den entschlußfähigen Willen wirkend. Fortgesetztes Hören konnte auch geringere Leute fesseln,

so daß sie allsonntäglich seine Kirche besuchten, und der Gebildetere konnte, wenn der Gedanke ihm Zeit ließ, oft bewundern, wie der Prediger, bei seinem eigenthümlichen Style zu verwickelten Sätzen geneigt, auch in den verwickeltsten in jedem Augenblick das rechte Wort fand und den Faden nie verlor, der sicher zum Ausgang führte. Namentlich spürte man am Schluß der Predigten die rednerische Gewalt des bewegten Gemüthes, wenn er den Hörer, ohne ihm Zwang anzuthun, innerlich auf den Weg des Heiles hinübernöthigte und den festen, unerschütterlichen Entschluß reifen ließ, nun auch im Glauben und in der Liebe sich als einen treuen Jünger Jesu zu bewähren.

Man erinnere sich, in welche Zeit diese Wirksamkeit Schleiermachers als Prediger fiel. Es war damals, als Schiller bei Gelegenheit einer Herderschen Predigt schreiben konnte: „eine Predigt ist für den gemeinen Mann; der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler." Es mußte weit und breit Eindruck machen, daß hier ein Mann redete, bei dem keins von den drei Stücken zutraf, der vielmehr, ein universal gebildeter Geist, ein Mann des Verstandes, seine Phantasie im Zaum hielt und so sehr er auf das Gemüth wirkte und mit dem Gemüthe arbeitete, nicht in heuchlerischem Sinne, sondern in reinster Liebe zur Wahrheit seine Bahnen zog. Er wußte sich als Prediger ganz in seinem Berufe; derselbe ward ihm von Jahr zu Jahr immer lieber, „auch in seiner unscheinbaren Gestalt und in seinem nachtheiligen Verhältniß zum Zeitgeist," wie er selbst im Jahre 1803, als er Berlin mit Stolpe vertauscht hatte, offen bezeugte. Wenn von seinen ästhetischen Freunden Friedrich Schlegel bekannte, daß ihm in seinen literarischen Arbeiten der Conversationsstyl fließe, wie Schleiermacher das Predigen, wenn er die erste Predigtsammlung als nicht für sich mitbestimmt bezeichnete: so sieht man daraus theils, wie auch bei den Gebildeten Achtung vor dem heiligen Beruf

erzeugt ward, theils wie gerade eine wesentliche Berufssphäre Schleiermachers solchen Freunden ein verschlossenes Gebiet blieb.

9.

Die Berliner Kreise und die Reden über die Religion (Potsdam).

Der große Gang der Weltgeschichte zog indeß seine Kreise rings umher innerhalb und außerhalb der preußischen Grenzen, aber noch ohne die Schicksale Schleiermachers enger mit den allgemeinen Bewegungen zu verflechten. Der deutsche Kaiser war dem Beispiele Preußens gefolgt und hatte am 19. October 1797 auch seinen Frieden mit dem General Bonaparte zu Campoformio gemacht. Das deutsche Reich hatte die Kosten zu bezahlen, Belgien und das Herzogthum Mailand wurden geopfert, damit die Habsburgische Hausmacht durch Venedig, Salzburg und Baiern verstärkt werden konnte. Vier Wochen später am 16. November 1797 starb Friedrich Wilhelm II., und eine Reihe von Aergernissen, die aus den höchsten Kreisen hervorgegangen waren, erreichte ihr Ende. Ein junges Königspaar mit leuchtenden Tugenden, der eben siebenundzwanzigjährige Friedrich Wilhelm III. und die mecklenburgische Fürstentochter Luise wurden die Hoffnung Aller, die es wohl mit dem Vaterlande meinten. Die Gräfin Lichtenau, in deren Netzen der verstorbene König gefangen war, wurde sogleich verhaftet und ein Proceß gegen sie angestrengt. Wöllner blieb noch bis zum Frühjahr 1798 im Amt und nahm es ruhig hin, daß eine ungnädige Cabinetsordre ihm ins Gesicht sagte, „früher sei zwar kein Religionsedict im Lande gewesen, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt.“ So wenig Geniales oder Heroisches in Friedrich Wilhelm III. lag, so sehr er den Eindruck des schlichten, treuen Bürgermannes oft hinterließ, es sollten nach den frivolen Zeiten, da

man ganz im Genuß des Augenblicks leichtsinnig dahin lebte, gerade unter seinem Regiment Tage einer sittlichen Wiedergeburt des Volkes heraufsteigen und die inneren Kräfte des Wehr- und Lehr- und Nährstandes sich in ungeahnter Weise stählen und nach Außen entfalten. Gleich von Anfang an drang selbst in jene Berliner Kreise, jene bureaux d'esprit, die besonders in den Salons jüdischer Kaufherren aufgeschlagen waren, in welchen die gesellige Lebenskunst, künstlerisches Dichten und philosophisches Denken, Malen und Musiciren, alles, was Genie und Talent hieß, zum Maßstab für den Werth der Persönlichkeit gemacht wurde, für einen Augenblick ein allgemeineres, dem ganzen Volke und nicht blos dem gebildeten Stande angehöriges Interesse ein. „Nur keinen Krieg!“ war freilich die allgemeine Stimme. Aber Friedrich von Gentz, der damals seine vielverschlungene Laufbahn im Staatsdienst antrat, wagte auch ein Sendschreiben an den jungen König des Inhalts: „Preßfreiheit sei das unwandelbare Princip Ihrer Regierung! Religionszwang — er gehört zu den veralteten Uebeln, wotüber zu einer Zeit, in der weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu befürchten ist, nur seichte Schwätzer declamiren.“

Das gesellige Leben der höheren Classen in Berlin hatte einen eigenthümlichen Ton angenommen, namentlich durch den Einfluß von Moses Mendelssohn. Die reichen jüdischen Banquiers spielten die Mäcene der Wissenschaft und Kunst, literarische und physikalische Vorlesungen wurden gehalten. Ein jüdischer Arzt, Marcus Herz, suchte besonders die Gedanken von seinem Freunde Kant in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die Centralpunkte bildeten sehr natürlich geistreiche Frauen, so die eine Tochter von Moses Mendelssohn, Dorothea, die an den Banquier Veit verheirathet war, so Rahel Levi, die später Varnhagens enthusiastisch verehrte Gattin wurde, so auch die junge, hochgewachsene, an Titians Venetianerinnen gemahnende Henriette

de Lemos, aus portugiesischer Familie, die mit fünfzehn Jahren schon an jenen Dr. Herz verheirathet war. In diesen ästhetischen Kreisen verkehrte auch Schleiermacher gleich anderen Berliner Predigern, und er tauchte den Fuß mit ein in den Strom dieses übermüthigen, kecken, sprudelnden Lebens, obschon er sich noch am meisten nüchtern von dem berauschenden Trank, den man „Genie" nannte, hielt und meist nur bei Herzens und Veits en famille verkehrte, große Gesellschaften lieber vermied. Es war ihm doch ernst mit jener Predigt über 1. Kor. 12, 31, daß alle Vorzüge des Geistes gar keinen Werth haben, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung. Scherz, Verleumdung und Spott blieben freilich auch für ihn nicht aus. „Der kleine Bijou" hieß er bei seinen Bekannten. Zu dem ruhigen, gefälligen Wesen der Herz, ihrem so ähnlich organisirten Gemüth fühlte er sich besonders hingezogen. Sie war in allen neueren Sprachen bewandert. Er lehrte sie auch Griechisch mit schärfster Haltung auf richtige Grammatik. Er half ihr bei der Uebersetzung eines englischen Reisewerks, mit deren Honorar sie die Aussteuer einer Freundin beschaffen wollte. Sie schenkte ihm auch zum Lohn einen Schreibtisch mit vielen Fächern. Es war das Verhältniß reiner, leidenschaftsloser Freundschaft, obwohl es sich nicht alle so reimen konnten. Der Berliner Witz konnte nicht umhin, die hohe Gestalt der Herz in einer Carricatur zu zeichnen mit dem kleinen Schleiermacher in Gestalt eines Knickers in der Hand. Einigermaßen gab Schleiermacher dem Witze Recht, wenn er sich mit der königlichen, kolossalen Figur der Freundin verglich.

Unter den Männern, die in diesen anziehenden Kreisen gern verkehrten, war auch der hochbegabte Prinz Louis Ferdinand, der leider nur zu sehr an dem Becher der Lust schlürfte, Brinckmann, die beiden jungen von Humboldts, die Dohna's, und andere berühmt gewordene Namen. Es gab auch eine Mittwochsgesellschaft, in der Aufsätze vorgelesen, schöne schriftstellerische Werke beherzigt und literarische Neuigkeiten mitgetheilt wurden. Und dort begegnete Schleiermacher zuerst einem um einige Jahre jüngeren Mann, voll Originalität und Geist, mit dem er dann auch in den übrigen Gesellschaften gern zusammentraf, weil er ihm eine Lücke in seinem Verkehr ausfüllte. Denn für jede einzelne Wissenschaft, die ihn interessirte, hatte er einen Mann, mit dem er darüber reden konnte, nur für die Philosophie noch nicht. Diesen Mann fand er nun in Friedrich Schlegel. Ihm konnte er seine Ideen so recht mittheilen, und er ging dann in die tiefsten Abstractionen mit ihm hinein, so daß Schleiermacher nicht blos auszuschütten hatte, was schon in ihm war, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, die Schlegel unaufhörlich zuflossen, auch manches noch Schlummernde in Bewegung gesetzt fühlte. Kurz, für Schleiermachers Dasein in der philosophischen und literarischen Welt ging seit seiner näheren Bekanntschaft mit Schlegel eine neue Periode an: seit der näheren Bekanntschaft, denn er mußte sich erst von der Unverdorbenheit und Rechtschaffenheit des Gemüthes bei Schlegel überzeugt haben, ehe er ihn in das Innere seines Verstandes hineinführen konnte. Traulich wurde aber dann ihr Freundschaftsbund im höchsten Grade. Als Schleiermacher seinen Geburtstag im Jahre 1797 feierte und seine Freunde und Freundinnen bei ihm Vormittags zu seiner Ueberraschung zusammentrafen, war es auch Schlegel, der ihm das Versprechen, etwas Eigenes zu schreiben, abpreßte. Und wie nach Schlegels eigenem Ausdruck das Dithyrambische nun einmal sein Dialekt der Liebe und Freundschaft war, so kam es auch zu einem fast überschwänglichen Mit- und Ineinanderleben, als Schlegel im Winter darauf in Schleiermachers Wohnung mit einzog und sie dann Morgens und Abends noch im Bette liegend, ihre Gespräche mit einander pflogen, oder bei Tisch ihr Essen, das Schleiermacher aus der

Charité, Schlegel aus dem Gasthaus bekam, brüderlich mit einander theilten. Es war eine Art Ehe, in der nach dem Ausdruck der Freunde Schleiermacher die Rolle der Frau zufiel. Der jüngere Freund kam ihm anfangs so durchaus supérieur vor, daß er nur mit vieler Ehrfurcht von dessen schnellem und tiefem Eindringen in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers und von dem herrlichen System und den großen schriftstellerischen Plänen desselben reden konnte. Wohl aber kannte er auch die Schattenseiten, wenn er ihn der Schwester nicht blos als äußerst kindlich, offen und froh, naiv in allen Aeußerungen schilderte, sondern auch als etwas leichtfertig, allen Formen und Plackereien tödtlich feind, hastig in Wünschen und Neigungen, namentlich ohne das zarte Gefühl und den feinen Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. Schlegel wiederum von seiner Seite bekannte, er bedürfe für sein Theil der Befruchtung und Berichtigung durch Schleiermachers Geist, und sein Bruder August Wilhelm wunderte sich, daß Schleiermachers weit geistreichere Feder demselben sich zu Dienst stelle, und bat des Bruders Arbeiten zu überwachen, damit er sich nicht immer tiefer wie ein Maulwurf hineinwühle.

Wir stehen hier vor jener literarischen Schule, die von Jena aus ihren Lauf begann und in der deutschen Dichtung eine neue Stufenentwicklung bezeichnet, vor der Romantik, als deren Theologen manche Schleiermacher gern bezeichnet haben. Schiller und Göthe galten in ihrer classischen Einfachheit den jung aufstrebenden Geistern als zu farblos. Statt der antiken Welt sollte die Wunderwelt des Mittelalters als Vorbild der Dichtung dienen; Tasso, Calderon, Shakspeare wurden die Dichterideale. Das Schwärmen in „mondbeglänzter Zaubernacht" sollte über den Widerspruch zwischen der modernen Zeit und dem mittelalterlichen

Glauben wie mit einem Ruck hinweghelfen. Die Genialität des Poeten galt als der Adelsbrief, mit dem man sich zugleich über alle spießbürgerliche Moral der Philister hinwegzusetzen im Stande wäre. Das Organ dieser neuen Schule war die Zeitschrift Athenäum, an der sich außer den Gebrüdern Schlegel auch der fromme Dichter Novalis, der gelehrte Tieck und Andere betheiligten. Schleiermacher lieferte auch einige Beiträge, theils Kritiken über Kant und Fichte, theils eine Reihe von Gedankenspänen, für die er sich eine Schachtel von der Herz hatte schenken lassen. Da erörterte er, was ein „offener" Mensch sei, nicht derjenige, der sich in langweiliger Art selbst vorträgt und erläutert und übersetzt, als sei er eine Normal-Seele, sondern wer sich selbst giebt, wie ein Kunstwerk, frei steht und sich seiner Natur gemäß bewegt, ohne zu fragen, wer ihn ansieht und wie. Da faßte er auch in einer Art Katechismus zusammen, was zu einer „edlen Frau" gehöre: „Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinste mißbrauchen, denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder nur um in Ruhe und Frieden Mutter zu werden." Wohl aber erkannte Schleiermacher schon damals sehr klar die Mängel dieser Dichterschule, namentlich auch das Chaotische in der Darstellung Friedrich Schlegels, die erkünstelte Begeisterung für die Religion bei August Wilhelm, die niemals recht ursprünglich sei, sondern demselben immer durch Gemälde und frühere Poesie komme. Er verhielt sich zu Friedrich (laut einem Briefe an August Wilhelm vom 17. Februar 1798*) auch

*) Dieser Brief ist jüngst mitgetheilt im Bonner Lectionskatalog für das Winterhalbjahr 1868/1869 und von A. Klette, Verzeichniß der von A. W. von Schlegel nachgelassenen Briefsammlung. Bonn 1868. Aus den 24 Briefen, welche Schleiermacher zwischen dem 15. Januar 1798 und dem 12. October 1803 an A. W. Schlegel schrieb, ist mir durch die Freundlichkeit des gegenwärtigen Besitzers, Geheimen Rath Böcking, die Mittheilung

in der Zeit des Zusammenlebens „weit polemischer, als dankbar“ und wollte unverworren mit jener „neuen Mythologie“ bleiben,

einiger Stellen gestattet. Es handelte sich vornehmlich um die Redaction des Athenäums, die eine Zeit lang in Schleiermachers Hand lag (15. Januar 1798). Einer Schutzrede gegen den Bruder bedurfte Friedrich wegen seiner Art in „Fragmenten“ und mit vielen Fremdwörtern seine philosophischen Gedanken auszusprechen: „Wer piquirt sich denn jetzt nicht über die tiefste Philosophie wenigstens schwatzen zu können, und ist es nicht bei diesem ganzen Publico das Kennzeichen eines Philosophen en gros, daß er seine Sprache selbst fabriciren und sie nicht von Andern einhandeln muß?“ (6. März 1798). Mit Bezug auf die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, schrieb Schleiermacher am 24. December 1799: „Wenn Ihr auch ebenso beschäftigt seid, als ich, so seid Ihr doch gewiß nicht so geplagt. Ja, ja, man hat hier seine liebe Noth, und es ist gar schön, daß Fichte Ihnen eine kleine Idee davon gemacht hat. Nun bin ich inzwischen beinahe durch; nur mit ein Paar noch dazu mäßigen Philistern habe ich es noch durchzusprechen.... Das Nennen möchte ich, auch wenn ich noch etwas aus dem eigenen Gemüth ins Athenäum gebe, nicht ohne Noth anfangen; es scheint nur für mich gar keinen Zweck zu haben: aber meinen Mann will ich sehr gern stehen, und meinen Antheil an den Atrocitäten keineswegs umsonst haben. Wenn also etwas, das von mir herrührt, besonders angezapft wird und vertreten werden muß, so schieben Sie es unbedenklich, wenn es Ihnen so gelegener ist, auf mich zurück.“ — Viel Schmeichelhaftes bekommt A. W. Schlegel über seine „Teufeleien“, seine Dichtungen und seine Uebersetzungskunst zu hören. Ein ständiges Thema bildet im Jahre 1800 die Absicht, ein kritisches Jahrbuch bei Cotta herauszugeben. Betreffs des Nennens der Mitarbeiter schreibt Schleiermacher am 24. Juni 1800: „Ich kann nicht sagen, daß mir das besonders am Herzen läge; nur dächte ich das Geniren sollte uns von keiner Art des Nennens abhalten. Meine Geistlichkeit soll mir gewiß nichts anhaben. Da die Leute einmal wissen, daß ich die Reden geschrieben habe, so kann ich Ihnen alles Andere gern überlassen; auch habe ich mir fest vorgenommen auf keine Anonymität mehr zu rechnen, wie gut sie auch angelegt sei. Der Himmel weiß, wie unglücklich ich darin bin oder vielmehr was für eine bestimmte Manier ich leider Gottes haben muß, daß mich Jeder wieder zu erkennen meint in den heterogensten Dingen sogar. Ich will mir bei Zeiten Mühe geben mich davon los zu machen von wegen der Verknöcherung.“ — Aengstlich beobachtete er den Eindruck seiner Recension über

die bei der Wiedergeburt der Religion von diesen stürmenden Geistern verheißen wurde. Vielen Verdrießlichkeiten und Mißverständnissen setzte ihn dieser Verkehr aber aus. Sein väterlicher Freund Sack hätte ihn gern im Sommer 1798 zu einer Versetzung nach Schwedt bewogen. Indeß er konnte sich aus den festgezogenen Banden nicht herauslösen, obschon Schlegel damals nicht in Berlin weilte. Dafür trat er schriftstellerisch im Sinne der Schule zum ersten Male mit einem selbständigen Werke hervor, das doch die ganze Eigenart seiner Natur wiederspiegelte und von keinem Anderen hätte geschrieben werden können.

Es erschien ohne Nennung des Verfassers in Berlin bei Johann Friedrich Unger 1799 ein Buch: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Während Schleiermacher vom Februar bis Mai 1799 in Potsdam den erkrankten Hofprediger vertrat, schienen ihm Thema und Ausführung von der Zeit und den Umgebungen abgedrängt zu werden, und gern sandte er jede der Reden erst an die Herz und die anderen Freunde, ehe sie in die Druckerei wanderten und die amtliche Censur passirten. Es war ein rednerisches Kunstwerk,

Fichte, dem er nicht zu nahe treten wollte; über Schiller und Göthe redet er in dem Ton, der in der romantischen Schule üblich war. Mit der Idee zu einem Büchlein über die deutsche Literatur und mit einer Reihe philosophischer Dialoge trug er sich (18. Jan. 1800 und 16. Juli 1803). Zu eigenen poetischen Versuchen ließ er sich aber vergeblich von A. W. Schlegel mahnen; nur als er Friedrichs „unverantwortliche Nachlässigkeit“ bei der Platoübersetzung beklagte (17. September 1801), legte er auch Hand an eine Uebersetzung der Antigone. Schon am 21. November 1800 machte ihm die Kritik der Moral täglich viel Kopfstiche; als er von Stolpe, „der arabischen Wüste,“ aus, sie drucken ließ, besorgte A. W. Schlegel die Correctur. Betreffs der Teufeleien hatte er am 26. Juli 1800 noch geschrieben: „Ja gelacht, so Gott will, soll noch manches Mal in Deutschland werden, und ich denke, wenn mir die Federn erst ein wenig gewachsen sind, das Meinige auch dazu beizutragen. Und ärgern soll man sich auch; diese beiden Gemüthsbewegungen müssen permanent erklärt werden, jede am gehörigen Ort.“

das er beabsichtigte, von der Art, wie er meinte, daß man vor Solchen zu reden habe, die noch nicht den Werth des Christenthums, ja nicht mal den der Religion an ihrem Herzen erfahren haben. Er wollte auch im strengsten Incognito bleiben und bekannte in der ersten Rede nur wie eine Zufälligkeit, daß er dem Priesterstande angehöre, seine Sprache oder gar die Lobreden seiner Zunftgenossen würden ihn wohl nicht verrathen haben. Als Mensch wollte er reden von den heiligen Geheimnissen der Menschheit, von dem, was ihm auf ewig das Höchste bleiben würde, auf welche Weise ihn auch die Schwingungen der Zeit und Menschheit noch bewegen würden. Im damaligen Sturm der philosophischen Meinungen wollte er die Unabhängigkeit der Religion von jeder Metaphysik (der Wissenschaft von den höchsten Principien) recht darstellen und begründen, zeigen, daß auch die Verächter der Religion mit ihren eigenen Waffen, mit ihrer Begeisterung für Kunst und Poesie können überwunden und überredet werden. Schon wenige Jahre später gestand er, daß der innere Gesang, der auch in manchem Anderen, was er öffentlich gesprochen, in seinen Predigten, sich mittheilen wollte, nicht so auf eine ganz freie Weise erklang, wie es in wahren Kunstwerken höherer Art sein soll. Er wußte sehr wohl, daß er noch ein ungeübter Anfänger war, als er so zum Theil künstlich auf hohem Kothurne einherschritt und das Rednerische mit üppiger Bilderfülle, von Bild zu Bild eilend, rechts und links hin wie aus einem vollen Korb mit allerlei bunten Blumen ausschüttete. Darum hat er auch später am Ausdruck viel gefeilt, Manches, was er den Verächtern zu Liebe, in kühner, kecker Form ausgesprochen hatte, gemildert und durch Anmerkungen erläutert.

Er hob gleich zu Anfang hervor, daß er in einer Zeit der Gährung redete, die offenbar die Grenze zwischen zwei verschiedenen Ordnungen der Dinge bildete, während einer Umwälzung, wo Alles im allgemeinen Strudel unterzugehen drohte und man doch

die erhabenen und majestätischen Züge der gährenden sittlichen Welt ablauschen konnte. In Frankreich wäre seine Stimme, zum Lächerlichen ungehört, verhallt; die stolzen Insulaner haben auch nur das Losungswort: „gewinnen und genießen;" nur das deutsche Volk, das Vaterland soll ihn hören, welches keine Frucht ganz versagt. Als Göthe dichtete „wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion," als Schiller keine Religion, die man ihm nennen könne, bekennen wollte aus Religion; als so Viele die Religion den Rohen und Ungebildeten wie eine alte abgekommene Volkstracht überlassen zu müssen meinten: da hatte es eine hohe Bedeutung, im deutschen Lande wie eine unsichtbare Gemeinde die Verächter der Religion zu laden, nicht die rohen Atheisten der Praxis, sondern die Gebildeten und Geistvollen, ob sie etwa ein Verständniß für das höchste und heiligste Kleinod gewinnen könnten. Gleich jenem alten Apologeten des zweiten Jahrhunderts, gleich dem Märtyrer Justin, der einst am Meeresstrand im Sinnen über die höchsten Dinge einsam wandelnd einem Greise begegnete mit ehrwürdiger Gestalt und von ihm den trefflichen Rathschlag vernahm, daß man die göttlichen Dinge von Denen lernen müsse, die sie selber erfahren haben, den Propheten, so trat Schleiermacher auch auf im Philosophenmantel gemäß seiner angebornen Mystik, seiner von innen ausgegangenen Bildung, um die Kinder der Erde auszusöhnen mit dem Himmel, der ihnen gehört.

Das wahre Wesen der Religion, — so zeigte er in der zweiten Rede — ist Anschauen des Universums, Sinn und Geschmack für das Unendliche, etwas ganz Anderes als die Kunst, etwas ganz Anderes als die Wissenschaft. Die Stärke der Gefühle, mit welchen wir das auf uns wirkende Universum anschauen, bestimmt den Grad der Religiosität. Das Ziel unserer Religion ist, den Weltgeist zu lieben und freudig seinem Wirken zuzuschauen, nur Furcht ist nicht in der Liebe.

Es kam darauf an, die Religion auch in ihren untersten Stufen, als zum Wesen des Menschen gehörend zu erweisen. Darum ließ er auch einzelne Vorstellungen, wie die Unsterblichkeit und die Gottheit, nicht als das Wesentliche gelten. Nicht die abstracten Lehrsätze und Dogmen bilden das eigentliche Wesen der Religion, sondern auch in dem armseligsten Heiden, wie in dem philosophisch gebildeten Spinoza, dem er als einem religiösen Denker eine Locke weihte, muß der unwiderstehlich aus der Menschenbrust emportreibende innere Grund der Frömmigkeit anerkannt werden, das Wesen wahrer Religion, die dem Redner für sein Theil insonderheit der mütterliche Schooß gewesen war, der sein jugendliches Leben genährt hatte.

Ueber die Bildung zur Religion handelte die dritte Rede. Sie zeigte, daß eigentlich Niemand den Andern dazu absichtlich oder kunstmäßig abrichten könne, obschon es ein Meisterthum und eine Jüngerschaft gebe. Der Mensch wird vielmehr mit der religiösen Anlage geboren, wie mit jeder anderen. An Heroen der Religion, an heiligen Seelen, denen sie alles ist und die ganz von ihr durchdrungen sind, entwickelt sich diese innere Anlage.

So führt denn die vierte Rede auf das Gesellige in der Religion, auf Kirche und Priesterthum. Ist die Religion einmal, so muß sie auch nothwendig gesellig sein. Priester und Laien aber — das sollte kein Unterschied zwischen Personen, sondern nur der Zustände und Verrichtungen sein. Ein priesterliches Volk ist diese Gesellschaft, ohne tyrannische Aristokratie, eine vollkommene Republik, wo Jeder abwechselnd Führer und Volk ist.

Ueber die Religionen spricht sich die letzte Rede aus, indem die verschiedenen Stufenformen beschrieben werden, weniger die unteren Stufen bei den rohen und ungebildeten Völkern und die Mythologieen der Griechen und der Römer, als vielmehr der Gegensatz zwischen dem Judenthum und Christenthum.

Jede wirkliche Religion bildet sich nämlich durch eine geschichtliche Offenbarung. Was man im vorigen Jahrhundert natürliche Religion nannte, das hat für Schleiermacher so philosophische und moralische Manieren, daß wenig von dem eigenthümlichen Charakter der Religion hindurchschimmert. Aber die beiden positiven Religionen, die auf der obersten Stufe stehen, unterscheiden sich durch die geschichtlichen Grundanschauungen. Die allgemeine und mittelbare Vergeltung, die eigene Reaction des Unendlichen gegen jedes einzelne Endliche, das aus der Willkür hervorgeht, durch ein andres Endliches, das nicht als aus der Willkür hervorgehend angesehen wird, daß ist die Grundanschauung des Judenthums; belohnend, strafend, züchtigend das Einzelne im Einzelnen, so wird dort die Gottheit durchaus vorgestellt. Dagegen im Christenthum ist die Grundanschauung der Gedanke, wie die Gottheit die Feindschaft gegen sich vermittelt und der größer werdenden Entfernung Grenzen setzt durch einzelne Punkte, über das Ganze ausgestreut, welche zugleich Endliches und Unendliches, zugleich Menschliches und Göttliches vereinigen: unzertrennlich sind die zwei Seiten, das Verderben und die Erlösung, die Feindschaft und die Vermittelung. Mit einem Dithyrambus auf Christus wollte Schleiermacher dies sein Wort gern geschlossen haben. Aber es erschien ihm bei dem Niederschreiben als die durchaus herrschende Stimmung im Stifter des Christenthums, die der heiligen Wehmuth, als das wahrhaft Göttliche die herrliche Klarheit, zu welcher die große Idee, die darzustellen er gekommen war, sich in seiner Seele ausbildete: „Niemand kennt den Vater als der Sohn, und wem er es offenbaren will.“

Um die Tragweite der neu eröffneten Gesichtspunkte zu ermessen, braucht man kaum an die begeisterte Aufnahme zu erinnern, die dem „Redner über die Religion“ von seinen Freunden, Friedrich Schlegel und Brinckmann, in Prosa und Poesie zu Theil wurde. Jener sang im Sonett:

Es sieht der Musen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruhn und Kuppeln streben
Naht er getrost dem kunstgeweihten Orte.

Dieser fügte hinzu:

Weltenerschütternd und heilig und ernst wie die Stimme des Schicksals
Durch das Unendliche bebt, redet es laut im Gewölk:
Glaub' an ein göttliches Sein, an das Wahnbild nicht der Erscheinung!
Wie du das Ewige denkst, bist du des Ewigen Theil.

Aber auch ein Graf in Petersburg bekam das Buch in die Hand und datirte von da ab die Geburtsstunde seines geistlichen Lebens, der spätere Missionar Zaremba, und ein Student lieh sichs von einem Freunde, Sonnabend Mittags; Nachmittags fing er an darin zu lesen, las aber tief in die Nacht und brachte es zu Ende, schlief ein paar Stunden und fing an von vorn zu lesen, bis er ins Freie hinausging, und auf diesem Gang war's, daß er wie mit einem Male allen Rationalismus und alle Aesthetik und alles Selbstwissen und alles Selbstthun in dem Werke des Heils als nichtig und als ein Nichts erkannte und ihm die Nothwendigkeit wie einblitzte, daß unser Heil von anderer Herkunft sein müsse: es war Claus Harms in Kiel.

Einen praktischen Beleg übrigens, wie wenig Lust er habe das Christenthum in seiner eigenthümlichen Würde zu beeinträchtigen, gab Schleiermacher noch in einem ebenfalls zu Potsdam verfaßten und anonym gedruckten Sendschreiben. Einige jüdische Hausväter in Berlin hatten nämlich vom Propst Teller öffentlich verlangt, auch ohne Bekenntniß zum positiven Christenthum als Glieder der Kirche aufgenommen zu werden und somit die ihnen versagten Rechte von Staatsbürgern zu erlangen. Dagegen erklärte sich Schleiermachers anonymer Brief auf das entschiedenste, denn es waren ihm Diejenigen zuwider, die ihre stille Freude an dem nun herannahenden Christenthum ohne Christum hätten, oder in der Meinung, daß die Religion doch

überall dieselbe sei und alles Positive weiter nichts als Cultus, die Juden schon als Glaubensgenossen um des moralischen Nutzens willen wollten aufgenommen wissen. Ein judaisirendes Christenthum wäre auch noch die rechte Krankheit, die wir uns noch inoculiren sollten, die rechte Quelle alles Unheils in den alten und neuen Zeiten des Christenthums! — so schrieb er mit beißendem Worte, dessen sich wohl bewußt, was wir an der evangelischen Freiheit, an dem allgemeinen Priesterthum der Gläubigen durch den Muth Luthers und der Reformatoren gewonnen haben.

10.

Schleiermachers Monologen und Schlegels Lucinde.

Im Kleinen durchlebt ein jeder Mensch auf eine gewisse Weise dieselben Entwicklungsstufen, welche die Menschheit im Ganzen und Großen zu durchlaufen hat: namentlich die jüngste Vergangenheit prägt ihre Schritte dem Lebensgang bedeutender Persönlichkeiten öfters mit tiefen Spuren ein, und man erkennt wie im Schattenwurf die Wendungen wieder, die im ganzen Zeitalter einander ablösten. Das steife System der protestantischen Scholastik hatte in weiten Kreisen dem praktischen Zuge des Pietismus weichen müssen; eine innige, zum Theil süßliche Gestalt der pietistischen Frömmigkeit hatte in der Brüdergemeinde die Herrschaft errungen. Hand in Hand mit dem Streben dieser Frommen, die Religion praktisch zu machen, ging anfangs ein nüchterner Rationalismus, der sich aber bald als eine den Fundamenten des Christenthums gefährliche Neologie entpuppte. Dann trat in das Bewußtsein der deutschen Nation der ganze Zauber der Kunst und Poesie, die Märchenwelt der Romantik hinein. Schleiermacher hatte diese Stufen des deutschen kirchlichen und nationalen Lebens von da an, wo ihm des Vaters Orthodoxie und herrnhutischer

Geist entgegentraten, mit durchgemacht und kannte seit seiner Beschäftigung mit Kant und Spinoza aus eigener Erfahrung die schmerzlichen Kämpfe des nach Wahrheit um jeden Preis ringenden Verstandes. Nun nahm er auch Theil an den Bestrebungen, durch die Kunst und Philosophie das Leben der Nation zu erneuern; als gewandter Apologet für das tiefste Sehnen der Menschenseele, für das Sehnen nach dem lebendigen Gott war er in die Schranken getreten. Ehe er beherzten Muthes in den Kampf für die Freiheit des Vaterlandes und eine nationale Entwicklung der reformatorischen Kirchen zusammen mit den großen Massen von dem Genius des ganzen Volkes sich einführen ließ, gab er noch seinen Zoll an jene ästhetische Entwicklungsphase der deutschen Gebildetenwelt.

„Die Monologen. Eine Neujahrsgabe." (Berlin 1800) — so lautete der Titel eines kleinen Büchleins, das weder keinen Autornamen an der Stirn trug, und Schleiermacher that auch der Schwester gegenüber zu Anfang, als kenne er den Verfasser nicht. Er hatte den Morgen des neuen Jahrhunderts mit dieser Gabe begrüßen wollen. Zu dem Schlachtruf, den er in den Reden für die Heiligthümer der Religion erhob, gesellte sich in diesen Selbstgesprächen (auch fünf an der Zahl) die Einladung, bei all den Irrfahrten der Menschen über das Meer der Zeit doch immer wieder zu der einsamen Betrachtung zurückzukehren, zur Umschau und Einkehr in sich selbst, zu der Rechenschaft, die Jeder über sein Selbstbewußtsein und sein sittliches Handeln zu geben hat. Wie Schleiermacher scharf zu sondern und zu scheiden pflegte, ohne jemals das im Leben Zusammengehörende gewaltsam zu trennen, wie sein äußerer und innerer Beruf als Prediger ihn anders auf der Kanzel Zeugniß von Christo ablegen lehrte, als er im Philosophenmantel in jenen Reden an die Gebileeten gerathen fand: so grenzte er auch das Religiöse von früh an scharf gegen das Sittliche und Moralische

ab, weit davon entfernt, die Religion etwa wie Kant zu einem Anhang des Moralischen zu machen, oder wie Andere die Selbständigkeit des verantwortlichen menschlichen Handelns zu verdammen. Es hat Manchen den Schein erwecken wollen, als redete Schleiermacher in den Reden über die Religion einer unbedingten Abhängigkeit, in den Monologen einem unbedingten Freiheitsgefühl des Menschen das Wort, als vernichtete er dort alles einzelne, eigenthümliche Wesen und löste es in dem unendlich rollenden Strom des Universums auf, als hätte er hier alles auf die Eigenheit des Einzelwesens gestellt und kennte gar keinen allgemeinen Zusammenhang. Indeß beide Seiten gehörten für ihn als ergänzende Hälften zusammen, und unbedingte Abhängigkeit wollte er immer nur für den Menschen dem allein unbedingten Gott und Schöpfer aller Dinge gegenüber behauptet haben, niemals aber im Verhältniß zu irgend einer Creatur oder der Gesammtheit der Creaturen. Die Freiheit des Menschen als die höchste Gottesgabe nahm er mit begeisterten Worten in Schutz überall, wo es sich um die eigenste Entscheidung von innen heraus handelte. Aber daß die Eigenthümlichkeit jedes Menschen durch Gesetze geregelt, daß der Freiheit eine Reihe von Schranken gezogen ist, hat er doch nie verleugnen wollen.

Unbekümmert um die großen Weltereignisse, die damals sich abspielten, als der tapfere Suwarow in den gesegneten Fluren der Lombardei und auf den engen, kaum vom einsamen Wanderer betretenen Gebirgspfaden der Schweiz mit den Franzosen rang, unbekümmert um Bonaparte's Staatsstreich vom 18. Brumaire 1799, dessen neue Dictatur und die Siege über Oestreich, versuchte Schleiermacher seinen philosophischen Standpunkt ins Leben zu übertragen und den menschlichen, sittlichen Charakter darzustellen, wie er gleichsam auf sich selbst gestellt, als eine Welt für sich zur Erscheinung kommt. Er weissagte sich von vornherein, daß er gänzlich werde mißverstanden werden, weil er weder den

Idealismus, der alles aus dem Gesichtspunkt des Ich auffaßt, noch die wirkliche Welt ableite. Er gab eben eine Selbstanschauung, aber mit wohlbemessener Unterscheidung dessen, was sich auf die Idee eines Menschen bezieht und dessen, was von seiner Erscheinung gilt, mit der Anerkennung des treffenden Wortes eines Freundes, daß das erscheinende Leben eines jeden Menschen schwanke zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild. Nur die nach dem Urbild hingehende Selbstbetrachtung könne etwas öffentlich Mittheilbares enthalten, die nach dem Zerrbild zugerichtete verliere sich zu tief in die Dunkelheiten des einzelnen Lebens bis zu den Punkten, die der Mensch sich am besten selbst verbirgt. Auch nicht nach der religiösen Seite hin wollte er das menschliche Ich zeichnen, sondern die ethische Eigenthümlichkeit galt es ihm darzustellen, und zwar in jeder Spielart, jeder seltenen Combination der menschlichen Elemente. Denn daß die einzelnen Menschen diese Elemente, Vernunft und Seele, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Verstand und blinde Kraft, in allen möglichen Mischungen in sich tragen, daß nicht einförmig ein höchstes Ideal sich wiederholt, wobei die Menschen, Zeit und Umstände abgerechnet, doch einerlei sind, daß es eine unendliche geheimnißvolle Eigenheit giebt, die sich in keine Formel fassen läßt, das war ihm recht eigentlich der Schlüssel für das Verständniß alles Menschenlebens. Und darum hat ihm das kleine Büchlein, dessen Rede so beschwingt dahin eilt, auch die meisten und treuesten Freunde eingetragen, und wie Göthes Gemüth wohl, wenn er „Hermann und Dorothea" vorlas, an dem eignen Kohlenfeuer schmolz, so erging es auch Schleiermacher, als er der Herz seine Monologen einst vorlas, es war ein großes, tiefes Gefühl, wie wenn er beim Predigen sich manchmal minutenlang selbst predigen höre.

Was von Anfang bis zu Ende diese „Darbietung aus dem Innersten des Gemüthes" durchdringt, das Grundbewußtsein des

sittlichen Lebens, ist das Bewußtsein der Freiheit. Als eine Welt für sich, als Mikrokosmus erfaßt sich das Ich und reagirt gegen seine innere Bestimmtheit durch das Universum, wodurch es seine Individualität erhalten hat. Dies Freiheitsgefühl entzündet sich an der Betrachtung (wie der erste Monolog überschrieben ist), an der Betrachtung, durch welche der Mensch in seinem Handeln sich seiner selbst als immer desselben bewußt, ein seliges Leben führt. Dadurch stellt sich der Geist, die Innenwelt der Außenwelt, dem Reiche des Stoffs der Dinge kühn entgegen, er weiß, daß die unendlich großen und schweren Massen des Erdenstoffs ihm nur der große gemeinschaftliche Leib der Menschheit sind, gleichwie der eigne Leib dem Einzelnen gehört. Die Aufgabe, Allem das Siegel des Geistes aufzudrücken, sein Eigenthümliches darzustellen und alles Umgebende mit dem eigenen Gepräge zu zeichnen, stellt sich damit sehr natürlich.

Prüfungen — so steht über dem zweiten Monolog. „Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich das Bewußtsein der Menschheit fand und wußte, daß ich nun nie es mehr verlieren würde." Zweierlei Richtungen unterscheiden sich aber, die eine ist die des Künstlers, der Werke verfertigt als Symbole und Zeichen der Menschheit, die andere geht auf das, was der eignen Bildung frommt und ihre Bestimmung beschleunigt und befestigt. Allgemeiner Sinn und Liebe sind für diesen letztern Weg die Grundbedingungen.

Die Weltansicht fällt nun im dritten Selbstgespräch dahin aus, daß es sich nicht blos um die Beherrschung der Körperwelt handeln kann, sondern vornehmlich um das, was das eigene Leben des Geistes selbst fördert. Klagend über das verkehrte Geschlecht der Zeit, welches die Freundschaft, die Liebe, den Staat entweiht, aus der Freundschaft Feindschaft wider die Natur macht, das häusliche Leben um seine Innigkeit bringt, den Staat, das herrlichste Kunstwerk des Menschen, zu einem

unentbehrlichen Maschinenwerk herabwürdigt, hebt er sich doch mit dem Fittig der Phantasie empor zu einer schöneren Zukunft und fühlt sich als den „prophetischen Bürger einer spätern Welt". Der Mensch gehört der Welt an, die er machen half.

Die Aussicht ist nach dem vierten Monolog für die dichtverschleierte Zukunft doch nicht so trüb, wenn man bedenkt, daß das Schicksal den Menschen nicht beherrscht, der auf sich sein Handeln richtet. Der äußern That Unmöglichkeit hindert nicht das innere Handeln.

Auch Jugend und Alter — dieser im letzten Monolog behandelte Gegensatz — soll nicht den frischen Lebensmuth schwächen. Dem Geist kann ja kein Uebel sein, was nur sein Handeln ändert. „Ja ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen . . . stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höheren Welt mir öffnet und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwöre ich mir selbst."

Mit großer Theilnahme hatte Friedrich Schlegel das kleine Büchlein während seines Entstehens begleitet. Er war damals wieder nach Jena gezogen. Dorothea Veit, die er ihrem Gatten entfremdet hatte, lebte bei ihm, wurde Protestantin und trat später mit ihm auch in Cöln zum Katholicismus über. Dem Anstößigen im wirklichen Leben war bei Schlegel das Anstößige in der Poesie zur Seite gegangen. Während Schleiermacher an den Reden über die Religion arbeitete, hatte Schlegel einen Roman geschrieben, Lucinde, von dem Schiller z. B. erklärte, es sei ihm beim Lesen taumelig geworden; da der Verfasser schlecht mit dem Poetischen fortkomme, habe er sich ein Ideal seiner

selbst aus der Liebe und dem Witz gemacht und bilde sich ein, eine unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, darum erlaube er sich denn Alles und erkläre die Frechheit selbst für seine Göttin. Es ist das liederlichste Machwerk der Romantik, widerlich auch durch den Ton der gegenseitigen Vergötterung zweier Liebenden, die eines in dem andern das „Universum" finden, in einander die „ganze volle Menschheit" sehen: lauter Wendungen, wie sie auch Schleiermacher auf ganz anderem Gebiete gebraucht hatte.

Um des edleren geistigen Kerns willen, den er in Schlegels Person und auch in diesem Roman damals noch finden wollte, verstand er sich auch dazu, „Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde" zu schreiben und anonym drucken zu lassen. Als das „junge Deutschland" bald nach Schleiermacher's Tode die Emancipation des Fleisches predigte, ließ Gutzkow sie noch einmal drucken; aber Schleiermacher hatte in Wahrheit nichts gemein mit einer solchen materialistischen, frivolen Entfesselung gemeiner Lüste, vielmehr lag ihm nur daran, neben der Ehrenrettung des Freundes den Nachweis zu liefern, daß auch der Naturtrieb, der Mann und Weib mit einander verbindet, nicht blos beherrscht, sondern vermenschlicht, vergeistigt, gleichsam sittlich verklärt, „ethisirt" sein will. Es reicht doch nicht aus, die rohe Liederlichkeit und die gemeine Ausschweifung als das Unsittliche zu brandmarken, wenn es vom Standpunkte sublimer Ideale einer ätherischen Liebe geschieht. Gegenüber der mönchischen Askese des Mittelalters hat auch die sinnliche Liebe, wie sie damals Göthe in den römischen Elegien feierte, eine berechtigte Rolle. Nur fragt es sich, welches die gesunde Mitte zwischen dergleichen Extremen ist, was eigentlich der Idee christlich er Keuschheit und Reinheit entspricht. Auch blos mit ästhetischem Auge angesehen, mag Schleiermacher von dem günstigen Vorurtheil für seinen Freund sich zu einer verfehlten Darstellungsform in jenen

Briefen haben verleiten lassen: aber mit möglichst reinen Händen gedachte er die schwierige Frage anzufassen und zu lösen. Das beweist auch ein ganz im wissenschaftlichen Ton gehaltener essay über die Schamhaftigkeit, worin er diese Tugend mit scharfen Begriffen zu umschreiben versuchte und jener Prüderie entgegentrat, da man es für unkeusch hält in vermischter Gesellschaft von keusch zu reden, oder wie jene echtenglische Miß ausruft: „Guter Gott, wie können Sie doch in Gegenwart der Mädchen von Strumpfbändern reden?" Dergleichen hat seinen Grund nur in dem Bewußtsein einer großen und allgemeinen Verkehrtheit und eines tiefen Verderbens.

11.

Ehescheidungs- und Eheschließungsgedanken.

Schon als Candidat in Schlobitten hatte Schleiermacher empfunden und später auch der Schwester gegenüber ausgesprochen, daß ihm Häuslichkeit und Herzlichkeit ein sehr wichtiges Capitel bildeten. Ein Sehnen nach einer wirklichen Eheschließung ging während seines Zusammenwohnens mit Schlegel durch sein Herz. Wenn er so die ehelichen Verhältnisse in seiner Umgebung ansah, wenn er überlegte, welche Menschen doch wohl zusammengepaßt haben würden, da machte es ihm bei der Vergleichung von drei oder vier Paaren zuweilen ein trauriges Vergnügen, zu denken, daß doch recht gute Ehen entstehen könnten, wenn sie tauschen dürften. Er suchte damals — es war im Jahre 1798 — die Ursachen solcher zerrütteten Ehen nicht so sehr wie zu Christi Zeiten in der Herzenshartnäckigkeit, als vielmehr in der Erbärmlichkeit der Menschen, daß die Leute es von Anfang an nicht auf etwas Ordentliches anlegen mit ihrem Leben und Lieben, keinen Begriff und keinen Zweck damit verbinden. Von der Mutter hatte er besonders regen Sinn für Familienleben

ererbt und wie sie einst, sprach er auch aus, daß auch bei der weitreichendsten Wirksamkeit Alles in der Welt eitel und Täuschung sei, sowohl was man genießen, als was man thun kann, nur das häusliche Leben nicht. „Was man auf diesem stillen Wege Gutes wirkt, das bleibt; für die wenigen Seelen kann man wirklich etwas sein und leisten."

Indeß nicht blos diese Sehnsucht, Anderen etwas zu sein, war eine starke Triebfeder in Schleiermachers Seele. Er hatte auch das lebhafteste Bedürfniß von Anderen im innersten Gemüthe angeregt zu werden. An seine Freundin Henriette Herz, mit der er sich so gern wie eine Welt in schönem Sphärenklang eins dachte, schrieb er bei einer Reise von Landsberg aus (6. September 1798): „Eigentlich giebt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens als das Gemüth, ja überhaupt keinen anderen: — wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare und Vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur und legen doch einen so großen Accent auf jene Thätigkeit in die Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Thuns hingedeiht und immer tausendmal so viel unterwegs verloren geht."

Wie ein verdorrender Baum konnte er sich wohl vorkommen, der alle seine Blätter ausstreckt nach Liebe, Lieben und Geliebtwerden. Da wurde ihm nun jenes traurige Vergnügen, in der Art Göthes die Ehen nach der Wahlverwandtschaft der Elemente sich eigens zurechtzulegen, zu einer gefährlichen Schlinge. Der Charité gegenüber wohnte ein Prediger Grunow; dessen Gattin Eleonore war kinderlos, aber sie besaß jenes Talent, das Schleiermacher bei Frauen insonderheit bewunderte, die tiefsten Anschauungen so unmittelbar mit der Phantasie zu verstehen und für die einzelnen Fälle, den Männern zur Lehre, das rechte Urtheil zu fällen, so aus dem Gemüthe heraus und gar nicht mit

dem Verstande. Dies ihr inneres Leben, kraft dessen sie so klar und fein alle ihre Gemüthszustände und Erfahrungen in sich zu vergegenwärtigen und zu zerlegen wußte, fand bei ihrem Gatten kein Verständniß. Es war eine unglückliche Ehe, ein innerlich unwahres Verhältniß. Das erkannte Schleiermacher sehr bald, und wie stark er auch zwei Jahrzehnte später in seinen Predigten über den christlichen Hausstand für jede Ehescheidung die Herzenshärtigkeit als Motiv mit dem Worte des Heilands anerkannte, ums Jahr 1800 galt ihm die Auflösung einer innerlich unwahren Ehe als sittliche Pflicht. Nun meinte er bei seinem vertrauten Verkehr mit Eleonore, von dem Magnet die Eisenfeilspäne, in die sie sich gehüllt, weil sie kein solides Stück Eisen zur Anziehung fand, mit einem herzhaften Griff abgestreift, ihr erst ihr eigenes Innere aufgeschlossen und zum Verständniß gebracht zu haben. Er hatte damit die Kluft zwischen den beiden Gatten erweitert, ja sich selbst mitten hineingestellt. Schon bei seinem einunddreißigsten Geburtstag schrieb er an seine Schwester, daß seine Freundin G. ihn mit ihrer Schwester besucht habe, sie habe ihm schon früher das Herz schwer gemacht durch allerlei bittere Unannehmlichkeiten, die sie betroffen hätten und die er durch eine mit dem besten Willen und reinstem Eifer begangene Unvorsichtigkeit vermehrt und verlängert habe: nun hätten sie mit einander recht vernünftig aus dem Innern des Gemüthes gesprochen. Das Verhältniß wurde vertrauter und inniger. Unter den Monologen war der vierte für Dorothea Veit in Grunowscher Beziehung wichtig. Unter den vertrauten Briefen über Lucinde ist einer von Eleonore an Friedrich lediglich Wiedergabe der Ideen der Grunow. Tiefe Wehmuth überkam Schleiermacher, als er wiederholt ein lebhaftes und nur allzuschmerzliches Bild dieser Ehe vor Augen gehabt hatte. Im Juni 1801 war sein Plan gereift. „Es liegen Sorgen auf mir" — so schrieb er an einen Freund, den ihm die Monologen gewonnen hatten,

an den Prediger Willich in Stralsund — „von der drückendsten Art: das Schicksal einer geliebten Seele, in deren Besitz ich mein Leben erst vollenden würde und das ihrige in dem meinigen." Im Januar 1802 ließ Friedrich Schlegel Eleonore sehr grüßen: er wußte nicht, ob er auf göttliche Weise an ihre göttlichen Augen oder auf menschliche an ihr menschliches Herz schreiben sollte. Dieser Brief kam, als Schleiermacher noch immer tief betrübt über die Ehe, in der die Geliebte fast zu Grunde ging, zu Anfang März 1802 den Entschluß gefaßt hatte, den heißen Boden Berlins zu verlassen und nach Stolpe in Pommern zu ziehen — „so himmelschreiend nördlich, so weit weg von allem Schönen", sagte die Veit — in die Einsamkeit, meinte Friedrich Schlegel, die da die Mutter der Wissenschaft und der Kunst sei, und er vermahnte als ein armer Weltgeistlicher Leonoren, nun auch mit Entschlossenheit einen kurzen Kampf zu bestehen und den schönen Lohn eines heiteren Lebens zu gewinnen.

Fleißig correspondirte Schleiermacher von Stolpe aus mit der ehemaligen Nachbarin, über das gegenseitige Suchen und Finden verwandter Gemüther, über die Gefühle der Kinder, als sie ihre greise kranke Mutter pflegte, über Novalis und dessen Geliebte. Er sprach ihr immer wieder in allem Weh und allen Schmerzen Trost und Frieden zu, denn auch die Schmerzen seien in diesem Zeitalter ein unentbehrliches Element eines schönen Lebens, und wem sie nicht nahe sind, der muß sie aufsuchen in der weiten Welt, um seiner Liebe und seines Glaubens gewiß zu werden. „Ich weiß, wie viel Sie leiden, aber ich leide es mit, und ich weiß auch, was für Kraft in einer Seele ist, die da steht, wo Sie stehen, und wie auch in der Wehmuth Muth ist und wie schön Leiden und Handeln sich paaren lassen. Die ewige Jugend wächst doch nicht wild, sondern will auch gewartet sein." Indeß einsam und bedauernswerth erschien er doch seinen Freunden in dieser Zeit seiner

Verweisung nach Stolpe, er hätte auch schreiben mögen Verwaisung. Schmeichelnd zwar klangen Leonorens Worte, ihre feste innere Ruhe sei sein Werk. Aber doch lehnte er das bescheiden ab, denn das Innere eines Menschen könne nicht das Werk eines Andern sein. Dagegen wollte er es ihr wieder verdanken, daß durch sie und Niemand anders sein Inneres zu reinerer Darstellung gekommen sei. Bange Sorge drängte sich dazwischen. Als schwere Krankheit sie im Frühjahr 1803 heimsuchte, wollte ihm das Leben wie ein Sturm erscheinen, der ihn, wenn nicht zerschmettern, doch weit vom Hafen verschlagen könnte. Auch das fromme, so vielseitig erregbare Gemüth Leonorens kämpfte fort und fort zwischen Pflicht und Neigung. Sie wurde dadurch nur liebenswürdiger in Schleiermachers Augen. „Denn es ist wahrlich selten bei so vieler Kraft und Derbheit" — meinte er — „bei so gänzlicher Entfernung von aller Empfindelei so überweich zu sein vor lauter hingebender Milde und Liebe." Als sie damals indeß den Wunsch aussprach, auf Umwegen seine Briefe zu erhalten, erklärte er, auf dergleichen nicht eingehen zu können, selbst wenn Grunow selbst es so wollte und wüßte. „Sie erinnern sich, wie fest es unter uns abgemacht war, daß wenn jemals unser öffentlicher Umgang abgebrochen werden sollte, wir nie heimlich irgendwo absichtlich zusammentreffen wollten." Wahrhaft tragisch schrieb er dann im Juni 1803 an seine Freundin Herz: „Es ist geschehen, sie hat mich aufgegeben, wie Du dachtest und wie ich nach allen ihren Aeußerungen, die später waren, nicht erwarten konnte. Es ist recht gut, daß ich ihr diesen Brief, den Du ihr schicken wirst, in der ersten Milde geschrieben habe, jetzt bin ich nicht mehr so. Gestern Abend stand ich ganz ausgekleidet, im Begriff schlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tisch gestützt, zwei Stunden lang: da überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Härte. Aber die Unglückliche, sie wird doch auch das hören müssen. Sie fühlt schon,

daß es ihr das Leben kostet und sie wird auch bald sterben . . . Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen . . . es graut mir vor dem liebeleeren, berauflosen, Gott und Menschen höhnenden Leben eines Hagestolzen." Nichtsdestoweniger wurden die scheinbar ganz zerrissenen Fäden bald danach wieder zusammengeknüpft. Schleiermacher brachte die Geliebte einem Freunde nahe, der ihr zur Durchführung der Trennung die männliche Unterstützung leisten könnte. Das Scheitern des ersten Versuches hatte sie schwer gebüßt, leidend am Körper, aber noch mehr geschwächt am Geist, je länger je mehr Kraft und Feuer verlierend in dem schrecklichen Leben, muthlos eingeschreckt, allen Unwürdigkeiten hingegeben. Nun aber, als er im Herbst 1804 im Begriff stand, die Professur in Halle anzutreten, schrieb er an Schlegels nach Paris wieder voll von der rosigsten Hoffnung: „Kommt Ihr einmal nach Deutschland, so soll es mich freuen, Euch vielleicht unter meinem und ihrem Dache zu begrüßen."

Das ganze erste Jahr in Halle verlebte er noch in dem Auf- und Niederschwanken zwischen Hoffnung und Furcht. Zu Ende September 1805 hatte die „herrliche" Leonore wieder das Haus ihres Mannes verlassen. Ihr Bruder erfuhr es kaum, da lud er sie zu sich ein und nahm die Ehescheidung selbst in die Hand. Schleiermacher sah sie wenige Tage darauf ganz fest und entschlossen. Briefe und Unterredungen mit ihrem Gatten machten sie nicht wankend. Gleich nach Schleiermachers Abreise wurde die Klage eingereicht. Ihr Gatte erklärte, in die Scheidung zu willigen. Der Decernent hatte schon ohne weiteres auf Trennung der Ehe erkannt, und so sollte die Sache in der nächsten Session zum Vortrag kommen. Aber den Tag vorher (Eleonore hatte schon den Stand der Sache erfahren), ergriff sie auf einmal ihre alte ängstliche Gewissenhaftigkeit, daß sie nach einigen Stunden fürchterlicher innerlicher Unruhe sich von selbst

wieder aufmachte zu ihrem Manne und sich aufs neue mit ihm vereinigte.

Schleiermacher war erschüttert. Die Einheit seines Lebens schien ihm zerrissen, innere Zerstörung in ihm Platz zu greifen. Hoffnungslos erschien ihm die Zukunft. Aber er war ganz einverstanden, daß Alles, was sie von einander hatten, zurückgeschickt würde. Er klagte den Freunden, er hörte auf ihre Stimme „Verzagen sei Verrath", und er gelobte sich aus den Trümmern seines Lebens noch zu machen, was sich daraus machen lasse. Die Arbeit, die Liebe zu seinem Beruf, die Freunde und die Schwester hielten ihn bei diesem Zusammenbruch des schönsten Zukunftsbaues aufrecht und ungebrochen. Die Schuld war gesühnt durch den Schmerz. Und als er im Jahre 1819 unter anderen Verhältnissen seiner ehemaligen Liebe in einer Gesellschaft wieder begegnete, ergriff er ihre Hand und sagte die bedeutenden Worte: „Liebe Eleonore, Gott hat es doch gut mit uns gemacht." Ja schon im Jahre 1809, als er eine wirkliche Braut sich gewonnen hatte, konnte er dieser über die traurigste Zeit seines Lebens schreiben: „Du glaubst gar nicht, was für eine Ruhe über diese ganze Zeit in mir ist, in der ich über Manches, was zur Ehe gehört, richtiger habe denken gelernt, und so kommt sie auch Dir zu gut, meine theure Geliebte."

12.

Schleiermachers Leben in Stolpe (1802—1804).

Wohlmeinende Freunde sahen dem Thun und Treiben des Berliner Charité-Predigers mit Besorgniß zu. Namentlich der Hofprediger Sack konnte, wie er in einem offen mit der Sprache herausgehenden Schreiben an Schleiermacher sagte, seinen vertrauten Umgang mit Menschen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten nicht begreifen; er nahm auch die Reden über die Religion in dem Sinne, als seien sie unverträglich mit dem Stande eines redlichen Zeugen Christi, geschraubt im Stil und dem Inhalte nach eigentlich eine Anpreisung des Pantheismus von Spinoza. Schleiermacher suchte sich in seiner Antwort nach Kräften zu rechtfertigen; es gelang aber doch nur zur Hälfte. Er fühlte sich allmählich auch auf dem Boden Berlins nicht mehr wohl und heimisch. Er nahm deßhalb eine Stelle als reformirter Hofprediger in Hinterpommern zu Stolpe an, ohne sich im Aeußeren zu verbessern. Er erhielt 630 Thlr. Gehalt, Alles in Allem, die Wohnung mit eingerechnet. Einen Bruder der Grunow nahm er als Pensionär mit sich. Sack schrieb ihm noch einen freundlichen Brief zur Versöhnung und war vielleicht auch die Triebfeder, daß Schleiermacher, nachdem er die Abschiedspredigt in der Charité in Gegenwart des Ministers am 27. Mai 1802 gehalten hatte und kaum in Stolpe warm geworden war, schon im October nach Königsberg zu einer Probepredigt reiste: als Hofprediger daselbst hätte er auch akademische Vorträge halten können. Die Sache zerschlug sich aber, und er blieb in Stolpe.

Von vornherein hatte er in der Gemeinde durch seine Predigten großen Beifall gewonnen, freundliche Aufnahme in den Häusern gefunden, namentlich bei seinem Kirchenvorsteher, einem reichen Kaufmann. „Brave, gute Leute — aber nicht viel mehr!", so urtheilte er über seine neue Umgebung. Das Einstudiren in das Kirchenarchiv, welches nach seiner Meinung immer so viel möglich das erste Geschäft eines Predigers sein muß, ließ ihn viel ausstehen. Katechisationen stellte er gern mit der Jugend an, indem ihm Plato und die Art der Frauen als Muster für die Fragekunst erschienen. Von literarischem Umgang fühlte er sich aber wie abgeschnitten. Unter den nächstwohnenden Geistlichen war nur einer, ein paar Meilen entfernt wohnender, ein Pastor Hake, der ein Buch „Die graue Mappe" geschrieben hatte.

Auf einer Synodalversammlung, wozu ihn der Probst aus Artigkeit auch geladen hatte, — als Reformirter hatte er im Grunde kein Recht zum Erscheinen — befielen ihn unter den achtunddreißig Geistlichen gar wehmüthige Empfindungen. So viel er auch anklopfte, nirgend fand er einen Geistesverwandten. Die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganze niedere sinnliche Denkungsart ließen ihn tief aufseufzen. Von den offenbar Infamen wollte er seinen Freunden gegenüber gar nicht reden; so lange die Pfarren noch 1000 Thlr. tragen, werde es einige wohl immer geben. Aber er schämte sich in dieser Gesellschaft ein Geistlicher zu sein.

Die Vereinsamung wurde nun allerdings für Schleiermacher, wie ihm Schlegel geschrieben hatte, zur Mutter der Wissenschaft und Kunst. Den großen Weltbegebenheiten wandte er noch kein aufmerksames Interesse zu, so ganz und gar in seine eigenen schmerzensreichen Schicksale eingesponnen. Preußen lag ja, wie der Freiherr von Stein damals klagte, in einer Art Starrsucht: „Während Holland, die Schweiz, Italien ihre Unabhängigkeit einbüßen und die Ruhe Europa's aufs äußerste bedroht ist, amüsiren wir uns in Berlin mit Kunststücken militärischer Tanzmeisterei und Schneiderei" — so schrieb der scharfblickende Politiker. Der Schmach des alten deutschen Reiches hatte jener Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 die Krone aufgesetzt, jener schmähliche Handel, als die säcularisirten geistlichen Fürstenthümer von Napoleon in Paris an die Meistbietenden aus den weltlichen Fürstenhäusern förmlich versteigert wurden. Nicht mehr der deutsche Kaiser, sondern der französische Empereur war es fortan, der das heilige römische Reich als eherne Säule stützte und trug, und in diesem Sinne wandte sich der Papst an den Corsen, der sich als den Nachfolger seines erlauchten Vorfahren Karls des Großen nicht blos betreffs des weiten Ländergebietes, das er beherrschte, sondern auch als Schutzherr des päpstlichen Stuhles wußte und fühlte, und mit unleugbarer Logik und Grobheit — dem Papst zwar unerwartet und verdrießlich — den Kirchenstaat einzog, denn was Karl der Große geschenkt habe, könne ein anderer Karl auch wieder zurückfordern. Schlegel, damals noch in Paris, war schon auf dem Wege, das Papstthum als ein göttliches Naturproduct zu begreifen, während Schleiermacher es als Verderben der Kirche bezeichnete. So konnten sich ihre Wege allmählich nicht mehr mit einander vereinigen. Nicht blos das Kirchliche schied sie späterhin, als Schlegel wirklich Katholik ward, sondern auch literarische Unternehmungen brachten die Freunde weit auseinander.

In Folge des Antrags von einem Jenaer Buchhändler hatte Schlegel die Uebersetzung des Plato übernommen und für die Arbeit Schleiermacher als Gehülfen gewonnen. Er nannte ihn aber in der Ankündigung gar nicht, war auch so saumselig, daß alle Last schließlich auf Schleiermachers Schultern gewälzt wurde, und dieser die ganze Uebersetzung von Anfang bis zu Ende in einer Reihe von Bänden allein zu Stande bringen mußte. Was er damit für die Erkenntniß des großen Philosophen geleistet hat, sei hier nur angedeutet durch das Wort eines Gelehrten, wie Böckh war: er lud alle Liebhaber des Alterthums ein, an dieser Quelle zu trinken, denn der seit mehr als einem Jahrtausend verloren gegangene Schlüssel zum Plato sei wieder gefunden.

Auch eines zweiten wissenschaftlichen Werkes sei mit kurzen Worten gedacht, das auch für Gelehrte große Schwierigkeiten im Verständniß bot: es sind „die Grundlinien der Kritik der bisherigen Sittenlehre". Schleiermacher gab darin unter Benutzung einer ausgebreiteten Literatur den Nachweis, daß bis auf jene Zeit nur Plato und Spinoza wirklich Bedeutendes für die Erkenntniß des sittlichen Handelns der Menschen geleistet hätten.

Auf weitere Kreise aber war eine anonym von ihm heraus-

gegebene Brochüre berechnet, die wieder sein Interesse an dem kirchlichen Leben bekundete. Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den preußischen Staat (Berlin 1804) bezogen sich 1) auf die Trennung der beiden protestantischen Kirchen, und 2) auf die Mittel, dem Verfall der Religion vorzubeugen. Es schien ihm selber wie ein bedenklicher Stich in mehrere Wespennester, als er so die große Frage über den Neubau der protestantischen Kirche von neuem wieder anregte, aber er hatte sich lange damit herumgetragen und er wollte sich genügen lassen, wenn es auch weiter nichts wäre, als wie bei einer Rakete, nach deren Aufleuchten man die Finsterniß nur deutlicher sehen kann. Es galt das erste Gutachten jenem Werke der Union, das seit langer Zeit nicht blos in dem Hause der Hohenzollern, sondern auch weit und breit in den Kreisen der Theologen und in den Gemeinden als eine schöne Hoffnung der Zukunft gehegt und gepflegt wurde. Schleiermacher stellte sich auf jenen Punkt des Archimedes, den historischen Hauptgrundsatz, daß die Verschiedenheiten der Lehrmeinungen immer nur zufällig oder gezwungen mit den Differenzen in den Gebräuchen und in der Verfassung verknüpft sind. Er schlug so recht den praktischen Weg der Vereinigung vor, mit der That anzufangen, Gemeinschaft des Altars zu pflegen, Theologen und Geistliche auf Akademieen und in den Kirchen ohne Rücksicht auf die Confession anzustellen, dann werde die Einheit in der Dogmatik sich von selber finden. Seien doch — so sagte er mit unleugbarer Wahrheit, die noch heutzutage gilt — innerhalb derselben Confession die Lehren und äußeren Formen ebenso verschieden, wie etwa zwischen einer lutherischen und reformirten Confession. Das Abendmahl sei kein dogmatisches Abzeichen, weder nach seinem Begriff als moralisches Hülfsmittel oder symbolische Handlung oder beides zugleich, noch historisch nach seiner

Einsetzung und dem ersten Gebrauch in der Kirche. Auch durch die Distributionsworte bildeten beide Confessionen ihre eigenthümliche Ansicht nicht ab, und noch niemals sei ein Christ sicher gewesen, daß alle seine Mitcommunicanten die Worte auf gleiche Weise verstanden oder Genüge daran gefunden haben. Als den verkehrten Weg bezeichnete Schleiermacher aber jene falsche Uniformitätssucht, erst alle Eigenthümlichkeiten der Lehre auszulöschen und zuvor eine Eintrachtsformel zu Stande bringen zu wollen etwa zwischen der Concordienformel und der Dordrechter Synode, und dann sich zu kirchlicher Gemeinschaft zu verstehen. Eine einfache Erklärung des Staates schien ihm zu genügen, daß es überall weder in bürgerlicher noch in kirchlicher und religiöser Hinsicht für keine Veränderung solle gehalten werden, wenn, wer bisher nach dem einen Ritus und bei einer Gemeinde der einen Confession communicirt habe, in Zukunft, es sei nun immer oder abwechselnd, mit einer Gemeinde der anderen Confession und nach dem anderen Ritus communicire.

Der Hofprediger Sack, der später auch über diese Frage zur Feder griff, bekannte, daß ihm Vieles aus der Seele geschrieben sei, nur werde eine bloße Erklärung des Hofes die Opinionen nicht ändern, ein Decret vom Throne könne leicht den entgegengesetzten Erfolg haben. So hatte es aber Schleiermacher auch nicht gemeint; das bewies sein zweites Gutachten über den eigentlichen Schaden Joseph's, den Verfall der Religion, den gesunkenen Zustand der Kirche und der Amtsbrüder insonderheit, der ihn bewog, sei es auch nur mit einem Eremitenglöcklein, Sturm zu läuten. Um der Verminderung echt religiöser Menschen zu wehren, machte er eine doppelte Reihe von Vorschlägen: 1) die öffentliche Religionsfeier müsse für Gesang, Rede und Gebet viel mehr thun, als bisher mit den unpoetischen Liedern, den zwischen Nützlichkeit und Erbaulichkeit schwankenden Predigten und der so mangelhaften Liturgie geschehen sei; 2) die

Studienbildung und äußere Stellung der Prediger müsse der Art sein, daß die große Anzahl Derer fern bleibe, denen Amt und Religion gleichgültig sind, die sich durch Unfähigkeit, Unsittlichkeit und Rohheit verächtlich machen.

Der Cabinetsrath Beyme, der von diesen Gutachten auch Notiz nahm, erklärte betreffs des ersteren, er habe ein für alle Mal bei sich festgesetzt, die Kirchenvereinigung lasse sich durch den Staat nicht bewirken. Sonst war er mit Hochachtung vor deren Verfasser erfüllt. Als einst bei Tafel weit von ihm Jemand Fichte, Schlegel, Schelling, Schleiermacher neben einander nannte, rief er aus der Ferne dazwischen: „Mischen Sie da nur nichts Ungehöriges zusammen. Der Letzte, den Sie nennen, ist ein sehr vorzüglicher Mann."

Das kam Schleiermacher zu gute, als er damals gerade einen Ruf an die in neuer Bildung begriffene Universität Würzburg im Jahre 1804 erhielt, wo er neben Schelling eine Stelle haben sollte. Schon hatte er sein Wort so weit gegeben, daß nur die Verweigerung seiner Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst die Sache rückgängig machen konnte. Er folgte dafür einem Rufe seines Königs, der ihn, den Reformirten, an der lutherischen Universität Halle als Universitätsprediger und Professor der Theologie und Philosophie bestellte. Der König wollte, da die Religionsparteien nur noch in Nebendingen verschieden seien, darauf auch weiter nicht Rücksicht nehmen. Das war ganz im Sinne jenes ersten Gutachtens.

13.

Die Professur in Halle und die Zeit der Erniedrigung Deutschlands.

Mit den letzten Tagen des August 1804 verließ Schleiermacher Stolpe, besuchte Freunde in Stettin, dann seinen Onkel

in Landsberg, der ihn sehr beweglich um einen Besuch gebeten hatte, predigte auch wieder in Berlin mit guter Wirkung: Mitte October trat er sein Amt in Halle an, mit 800 Thlr. Gehalt und 410 Thlr. Zulage. Den übrigen Gliedern seiner Facultät, zum Theil seinen alten Lehrern, stand er wie ein Fremdling gegenüber: er fand bei ihnen Mangel an religiösem Sinn; Mißtrauen wurde auch seinem eigengearteten Denken entgegengebracht. Der Philosoph Eberhard hatte gesagt: „Soweit ist es nun gekommen, einen offenbaren Atheisten ruft man nach Halle zum Theologen und Prediger." Wolf, der große Kritiker des Homer, der damals in Halle dominirte, hegte die stille Hoffnung, die Theologen, die sich zu Schleiermachers unbedingtem Lobe vereinigt hatten, würden durch ihn gründlich enttäuscht werden.

Rüstig warf sich Schleiermacher in den Strom seiner Arbeiten, fing, nachdem er in den ersten drei Tagen nur den allgemeinen Entwurf für seine drei Collegia aufgesetzt hatte, am Montag den 22. October frisch weg alle drei Collegia an, wobei übrigens vom Zulauf der Studenten gar nicht die Rede war. Er las zunächst über die Theologie im Allgemeinen, dann über die Fundamentallehren und über philosophische Sittenlehre. Später legte er auch das ganze Neue Testament, frei aus sich selbst, das Ganze aus dem Ganzen erklärend, seinen Zuhörern aus und zeichnete den Zweck und die Methode der Kirchengeschichte, wobei er „von dem am meisten verkannten Punkt, der Einheit der religiösen Speculation mit dem Leben, dem eigentlichen Centrum der Theologie, ausging." So rühmte einer der von seinem Geiste lebhaft angeregten Schüler, Neander, mit dem auch solche frischen Jünglinge wie Marwitz, Dahlmann, Karl von Raumer lernbegierig zu den Füßen des Meisters saßen. Mit der Einrichtung des Universitätsgottesdienstes verschleppte es sich noch lange. Schleiermacher predigte nur dann und wann einmal zu Gaste, und freute sich dann, den

Studienbildung und äußere Stellung der Prediger müsse der Art sein, daß die große Anzahl Derer fern bleibe, denen Amt und Religion gleichgültig sind, die sich durch Unfähigkeit, Unsittlichkeit und Rohheit verächtlich machen.

Der Cabinetsrath Beyme, der von diesen Gutachten auch Notiz nahm, erklärte betreffs des ersteren, er habe ein für alle Mal bei sich festgesetzt, die Kirchenvereinigung lasse sich durch den Staat nicht bewirken. Sonst war er mit Hochachtung vor deren Verfasser erfüllt. Als einst bei Tafel weit von ihm Jemand Fichte, Schlegel, Schelling, Schleiermacher neben einander nannte, rief er aus der Ferne dazwischen: „Mischen Sie da nur nichts Ungehöriges zusammen. Der Letzte, den Sie nennen, ist ein sehr vorzüglicher Mann."

Das kam Schleiermacher zu gute, als er damals gerade einen Ruf an die in neuer Bildung begriffene Universität Würzburg im Jahre 1804 erhielt, wo er neben Schelling eine Stelle haben sollte. Schon hatte er sein Wort so weit gegeben, daß nur die Verweigerung seiner Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst die Sache rückgängig machen konnte. Er folgte dafür einem Rufe seines Königs, der ihn, den Reformirten, an der lutherischen Universität Halle als Universitätsprediger und Professor der Theologie und Philosophie bestellte. Der König wollte, da die Religionsparteien nur noch in Nebendingen verschieden seien, darauf auch weiter nicht Rücksicht nehmen. Das war ganz im Sinne jenes ersten Gutachtens.

13.

Die Professur in Halle und die Zeit der Erniedrigung Deutschlands.

Mit den letzten Tagen des August 1804 verließ Schleiermacher Stolpe, besuchte Freunde in Stettin, dann seinen Onkel

in Landsberg, der ihn sehr beweglich um einen Besuch gebeten hatte, predigte auch wieder in Berlin mit guter Wirkung: Mitte October trat er sein Amt in Halle an, mit 800 Thlr. Gehalt und 410 Thlr. Zulage. Den übrigen Gliedern seiner Facultät, zum Theil seinen alten Lehrern, stand er wie ein Fremdling gegenüber: er fand bei ihnen Mangel an religiösem Sinn; Mißtrauen wurde auch seinem eigengearteten Denken entgegengebracht. Der Philosoph Eberhard hatte gesagt: „Soweit ist es nun gekommen, einen offenbaren Atheisten ruft man nach Halle zum Theologen und Prediger." Wolf, der große Kritiker des Homer, der damals in Halle dominirte, hegte die stille Hoffnung, die Theologen, die sich zu Schleiermachers unbedingtem Lobe vereinigt hatten, würden durch ihn gründlich enttäuscht werden.

Rüstig warf sich Schleiermacher in den Strom seiner Arbeiten, fing, nachdem er in den ersten drei Tagen nur den allgemeinen Entwurf für seine drei Collegia aufgesetzt hatte, am Montag den 22. October frisch weg alle drei Collegia an, wobei übrigens vom Zulauf der Studenten gar nicht die Rede war. Er las zunächst über die Theologie im Allgemeinen, dann über die Fundamentallehren und über philosophische Sittenlehre. Später legte er auch das ganze Neue Testament, frei aus sich selbst, das Ganze aus dem Ganzen erklärend, seinen Zuhörern aus und zeichnete den Zweck und die Methode der Kirchengeschichte, wobei er „von dem am meisten verkannten Punkt, der Einheit der religiösen Speculation mit dem Leben, dem eigentlichen Centrum der Theologie, ausging." So rühmte einer der von seinem Geiste lebhaft angeregten Schüler, Neander, mit dem auch solche frischen Jünglinge wie Marwitz, Dahlmann, Karl von Raumer lernbegierig zu den Füßen des Meisters saßen. Mit der Einrichtung des Universitätsgottesdienstes verschleppte es sich noch lange. Schleiermacher predigte nur dann und wann einmal zu Gaste, und freute sich dann, den

Studirenden auf Kanzel und Katheder recht anschaulich zu machen, wie Speculation und Frömmigkeit sich zu einander verhalten, wie von beiden Stätten aus zugleich das Herz sich erleuchten und erwärmen lasse.

Sein häusliches Wesen führte ihm damals seine Schwester Nanny. Tiefe Wunden schlug ihm noch das Verhältniß zur Grunow. Einen Freund gewann er aber an einem begeisterten Anhänger der Schellingschen Naturphilosophie, an dem liebenswürdigen Schweden Steffens, mit dem er noch inniger als mit Schlegel wie in Eins zusammenschmolz, als sie einst eine Sonnabendpartie auf den Petersberg gemacht hatten und wie in einer feierlichen Tempelhalle umgeben von der unendlichen Natur die Empfindung hatten, als sei der Erlöser in ihre Mitte getreten, wie er verheißen hat, zu sein, wo zwei oder drei in seinem Namen beisammen sind. Aus der Ferne nahm Schleiermacher auch den zartesten Antheil an dem Ehebunde seines Freundes Willich in Stralsund, den dieser mit der jugendlichen Henriette von Mühlenfels geschlossen hatte. Wie eine liebe Tochter hatte der 20 Jahre ältere Schleiermacher noch von Stolpe aus, da er selber zur Vollziehung der Trauung nicht nach Rügen kommen konnte, die liebliche Braut an Vaters Stelle ihrem Gatten übergeben und sie in heiliger Wehmuth gesegnet zu allen Freuden und Sorgen: „Frühe Weisheit und ewige Jugend! Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit!“ — so rief er ihnen damals zu. In engem Bunde mit ihnen stand die Familie von Kathen auf Rügen. Gern schüttete Schleiermacher seines Herzens Weh in den Schooß der Freunde aus. Unter den kleinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er damals zu schaffen Zeit hatte, galt auch eine Art Familienstück gerade diesem Kreise von Freunden. Angespornt durch seine Studien im Plato schrieb er ziemlich schnell zu Ende des Jahres 1805 die Weihnachtsfeier. Ganz anonym erschien dies

Werk künstlerischen Schaffens, worin neben den Frauen, in welchen Eleonore Grunow und Charlotte von Kathen leicht zu erkennen sind, vier Unterredner im engen Raume eines vom Weihnachtsglanze erleuchteten Zimmers ihre Ansichten über die Person des Heilandes austauschen: erst ein Rechtsgelehrter Leonhard, der „ungläubige Schalk“ in der Gesellschaft, dann Ernst, der gern von der gegenwärtigen Heilserfahrung auf die Größe des Richters des Christenthums zurückschließt, weiterhin Eduard, der besondere Vorliebe für die tiefsinnigen Gedanken des Johannes „das Wort ward Fleisch“ bekundet, und endlich Joseph, dem alle Formen zu steif und alles Reden zu langweilig und kalt ist: seine Freude am Heiland kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen. Man erkennt leicht, wie Schleiermacher die verschiedenen Seiten seines eigenen Wesens, die auseinandergehenden Richtungen, die es in allen Zeiten gegeben hat, zu einem friedlichen, harmonischen Zusammenschluß zu vereinigen trachtete. Allerlei verschiedenen Urtheilen setzte er sich um solcher Vielseitigkeit willen natürlich auch aus. Manches Auffallende trug sein Beginnen auch an sich. Als er mit Steffens jene Fußtour machte, kehrten sie erst am Sonntagmorgen nach Halle zurück; er hatte für den Tag die Gedächtnißrede auf die eben verstorbene Königin-Wittwe zu halten und eilte auf dem holprigen Wege, in tiefes Nachdenken versunken, voran. Schon läuteten beim Eintreten in Halle die Glocken. Unmittelbar danach bestieg Schleiermacher die Kanzel und redete über den zart zu behandelnden Gegenstand in ruhigster Würde, bei aller scheinbaren Kälte des Vortrags jedem Herzen es tief einprägend, daß alle irdischen Verhältnisse auch die größten nichtig sind gegenüber der göttlichen Bestimmung des Menschen.

Als Spinozist, Atheist, Herrnhuter, ja gelegentlich als Kryptokatholik galt er den Leuten, letzteres, weil er es für kein gutes Zeichen ansah, daß wir uns nach und nach alles Bedeutsamen

im Cultus entledigten. Einige der Vorwürfe machte er freilich sogleich zu Schanden. So z. B. während Gall mit seiner Schädellehre in Halle großes Aufsehen erregte und auch die Köpfe von Wolf und Göthe dort untersuchte, predigte Schleiermacher gegen den unsittlichen, irreligiösen Schwindel, der damit getrieben ward, so daß man von seinem Spinozismus und Atheismus nicht ferner reden konnte.

Wissenschaftliche Abhandlungen aus seiner Feder beschäftigten sich mit der Nationalerziehung, wobei als eine Hauptfrucht aller Bildung ihm das Ergebniß erschien, wenn man das Lernen lerne; oder er zeigte im Gegensatz zu Fichte's Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters, daß man doch nicht gerade in dem Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit lebe. Es sollte auch bald im „Donnergang der Entscheidung" sich beweisen, welche mannhafte Schaar im deutschen Lande aus allen Kreisen des Volkes erstehen konnte, um für die höchsten Ideen der Wahrheit und für das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes den Kampf wider den übermüthigen, übermächtigen Corsen aufzunehmen. Gerade der Freundeskreis in Halle, der sich um Schleiermacher gesammelt hatte, sollte die Probe auf eine ausgezeichnete Weise erfahren und zum Ruhme auch für die spätesten Geschlechter siegreich bestehen. Aus frischem Borne sollte ihre Vaterlandsliebe in um so kräftigerem Strahle hervorquellen, je höhnischer die fremde Gewalt ihren Fuß darauf setzte. Oestreich war 1805 niedergeworfen. Der Kampf gegen die Napoleonische Macht wurde für Schleiermacher zugleich ein Kampf für die Freiheit der Wissenschaft und des Protestantismus. Warum sollte der Gewaltherrscher, der sich heute mit dem Papst überworfen hatte, nicht morgen seine Laune wechseln und gemeinsame Sache mit ihm wider die Freiheit der Völker und Nationalkirchen machen? So schrieb denn Schleiermacher, als er die Reden über die Religion zum zweiten

Male herausgab, eine Schlußrede dazu und forderte den Mächtigsten der Erde, dem ja Alles nur ein Spiel sei, heraus, doch den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus aufzuheben und damit den Untergang des Christenthums, ob es ginge, durchzusetzen: „und ich möchte ihm dazu einräumen alle Kraft und alle List; aber ich weissage ihm, es wird ihm mißlingen und er wird mit Schanden bestehen. Denn Deutschland ist immer noch da und seine unsichtbare Kraft ist noch ungeschwächt; es war vorzüglich bestimmt diese Erscheinung zu entwickeln und es wird mit Riesenkraft wieder aufstehen, sie zu behaupten."

Schon lag ihm die kommende Katastrophe gleichsam in den Gliedern. Seit Anfang 1806 hatte er einen Antrag von Bremen, an die Kirche unserer Lieben Frauen als Prediger zu kommen; er schlug ihn aber ab, trotzdem die Einrichtung des Universitätsgottesdienstes in Halle sich bis zum Königsgeburtstag (3. August 1806) verschleppte. Da dankte er aber Gott in der Eröffnungspredigt, daß auch Staat und König das Evangelium als eine beseligende göttliche Kraft zu bekennen sich nicht schämten, und er gelobte, treu bei dem preußischen Vaterlande und Königshause auszuharren.

Schon am 20. Juni 1806, nachdem die verderbliche Politik von Lucchesini und Haugwitz Preußen zu dem Bruch mit England getrieben hatte, der doch zu spät kam, als daß er Napoleons Mißtrauen gegen die von ihm gehaßte, als treulos bezeichnete Dynastie der Hohenzollern hätte beschwichtigen können, da schrieb Schleiermacher an jene befreundete Seele, Charlotte von Kathen, nach Rügen, in der That wie ein prophetischer Bürger der künftigen Welt: „Fassen Sie auch rechten Muth und geben Sie Alles hin, um alles zu gewinnen; und rechnen Sie Alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser Aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesin-

nung, und diesen gilt es. Möchten Sie sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen, für die Gewißheit unser künftiges Geschlecht einer niederen Sklaverei preisgegeben und ihm auf alle Weise gewaltsam eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsre Gesinnung, unsre Religion, unsre Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsre äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich Jeder, wie es die gemeinsame Sache erfordert, anschließen muß. . . . Mir steht schon die Krisis von ganz Deutschland, und Deutschland ist doch der Kern von ganz Europa, ebenso vor Augen, wie Ihnen jene kleinere. Ich athme Gewitterluft und wünsche, daß ein Sturm die Explosion schneller herbeiführe. Denn an Vorüberziehen ist, glaube ich, nicht zu denken."

Stolz prahlte freilich ein Reichel bei der Parade in Potsdam: „Generale wie der Herr von Bonaparte hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen." Ende September stand der Kaiser in Deutschlands Herzen; und nicht blos Frankreich, sondern auch Italien, Holland und die deutschen Rheinbundfürsten von Napoleons Gnaden stellten ihre Heerschaaren dem persönlichen Haß und Grimm, den der Corse gegen Preußen und sein Fürstenhaus, namentlich in schmählichen Formen gegen die unvergleichliche Königin im Herzen und auf den Lippen trug, zu bereiter Verfügung. Ueber den Thüringer Wald zog er mit

seinen Schaaren daher, dem Lauf der Saale folgend. Am 10. October fiel Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld, als sein Roß beim Sprung über einen Gartenzaun versagte und ein feindlicher Schwerthieb sein Haupt traf. Bang harrte Schleiermacher mit seinen Freunden in Halle des Ausgangs der traurigen Kämpfe, die drei Tage später am 14. October bei Jena und Auerstedt, die geträumte Unüberwindlichkeit der Armee Friedrichs des Großen zu Schanden machten. Er hatte grade von Friedrich Schlegel einen Brief erhalten, den dieser aus Unterzell bei Würzburg in Hardenbergs Hause vor seiner Rückkehr nach Cöln schrieb: „Ueber Deutschland bist du zum Theil im Irrthum. Kein Glied desselben, soviel ich davon kenne, ist schon abgestorben, auch Holland und das Elsaß nicht. Schadhaft sind sie alle mehr oder minder, und wo der Mittelpunkt dieser Schadhaftigkeiten ist, werdet Ihr wohl am besten wissen, da er ziemlich in Eurer Nähe ist. Keine deutsche Regierung ist der französischen in allen Manieren so ähnlich als die preußische, ganz wie ein Ei dem andern, nämlich ein Kibitzei dem fatalen unverdaulichen Straußenei. Das glaube ich nicht, daß es irgend eine Stadt in Deutschland giebt, wo man eine so herzliche und religiöse Theilnahme an den letzten Schicksalen des Reiches bis auf das gemeinste Volk gefunden hätte, als in Cöln, und zugleich eine so richtige und doch ruhige Verabscheuung Derer, die Deutschland verrathen haben." Am 6. August nämlich hatte der deutsche Kaiser eine Acte ausgestellt, wonach er die Kaiserkrone niederlegte und die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen beiderseits löste; der Rest des Reichstags begrub Karls des Großen Errungenschaft ohne Sang und Klang. Nun waren die Würfel auch über Preußen gefallen. Nur Wenige erwiesen sich tapfer, als das Heer zerstob. Schleiermacher hatte im Jahre 1805 die Blüthen seiner Liebe geknickt gesehen, seines Herzens Wünsche waren zerstört. An dieser Katastrophe, die er für sich

selber durchgekämpft hatte, bis daß er sich geläutert und zur Entsagung gestärkt fand, hatte er aber gelernt, die Schicksale der Menschen auch im Großen ähnlich anzusehen, und er war fest überzeugt, daß auch die Katastrophe des Vaterlandes, wie sie auch anhöbe, müsse zum Heil ausschlagen. Es habe religiöse Märtyrer gegeben, meinte er, es könne nun auch wieder Märtyrer, Märtyrer der Wissenschaft geben. Gerade die Universität Halle sollte büßen und den Haß Napoleons gegen die „Ideologen" tragen. Schon am 15. September schrieb Schleiermacher von der Hoffnung, daß das Armeecorps bei Halle, sobald der König komme, vorwärts gehen werde, um mit den Franzosen zu kämpfen, wo man sie finde. Ein politisches Wort ließ er hier und da auch in seine Predigten einfließen. Während der Jenaer Schlacht hatte der Herzog Eugen von Württemberg mit der Reserve im Lager bei Halle gestanden; er nahm am 17. October nochmal den ungleichen Kampf mit Bernadotte's drei Divisionen daselbst auf: die Hallenser glaubten zum Theil, es sei nur ein versprengtes Corps der Franzosen, das heranziehe. Um so erschütternder war der Schlag, der die Stadt traf. Gleichwie Leipzig als Hauptniederlage der englischen Waaren und darum als gefährliche Feindin Frankreichs gezüchtigt ward, so Halle als Hüterin deutscher Wissenschaft. Bei dem Gefecht selbst wäre Schleiermacher fast in Gefahr gerathen, als er von Steffens' Wohnung aus es mit ansah, namentlich den Angriff auf die Brücke. Doch sobald die preußischen Kanonen demontirt wurden und durch die Schuld ihres Anführers die herrliche Position fast verloren war, beredete er Steffens sein exponirtes Haus mit seinem Kinde auf dem Arm zu verlassen. Aber trotz ihrer Eile geriethen sie fast in das Gedränge der retirirenden Preußen und vordringenden Franzosen und schon wurde hinter ihnen in der Stadt geschossen. Seine Wirthe, verarmte Kinder mit ein paar alten Tanten, waren auch durch ihre Unvorsichtigkeit schuld, daß gleich

nach dem Gefecht mehrere Husaren ins Haus und bis zu seiner Wohnung oben hinaufdrangen. Steffens und Gaß waren eben bei ihm und mußten ihre Uhren alle drei hergeben, Gaß auch sein Silbergeld, Steffens hatte schon keins mehr; er selbst war nur im Besitz einiger Thaler, aber alle seine Oberhemden, bis auf fünf, alle silbernen Löffel bis auf zwei nahmen sie ihm. Die Plünderung war freilich fatal, meinte er in seinem Brief vom 4. November 1806 an Georg Reimer, aber doch nicht so arg, als man sich dergleichen wohl vorstellt. In den folgenden Tagen hatte er eine furchtbare Last von Einquartierung und es wurde ihm so bange vor der Brutalität der Leute, daß er und seine Schwester eine Nacht alle zusammen sehr unbequem bei Fremden zubrachten. Hernach kamen Officiere und Gemeine von der Garde ins Haus, und zwei Nächte hindurch mußte er selbst einen zum Hauptquartier gehörigen Secretär und zwei Employés in seine große Stube aufnehmen, weil unten kein Platz mehr war. Die unten einquartierten Officiere ängsteten aber die Wirthsleute mit schreckhaften Gerüchten von Plündern und Anstecken der Stadt, „was uns eine gar tragi-komische Nacht gab". Aber in Wirklichkeit war schon den Abend vorher ein fast eben so arges Ungewitter losgebrochen, nämlich der Befehl zur Vertreibung der Studenten.

Napoleon hatte seinen Einzug am 19. October in die hart mitgenommene Stadt gehalten, Schleiermacher arbeitete am Timotheus im Familienzimmer mit Steffens und war kaum zu bewegen auf Napoleon, der mit seinen Marschällen durch die Märkerstraße daherritt, einen Blick zu werfen: um so neugieriger umdrängte den großen Eroberer, in welchem ein Hegel „die Weltseele" anstaunte, vor dessen imponirender Größe ein Göthe sich huldigend beugte, das lose, burschikose Volk der Studenten, ohne ein Zeichen der Freude, oder auch nur der Bewunderung zu geben, vielmehr in ihrem Betragen eher das Gegentheil anzeigend.

Ja eine Schaar brach Abends auf, nachdem sie dem Bier wacker zugesprochen hatte, um dem stolzen Sieger von Marengo und von Jena ein Pereat zu bringen. Schleiermacher schrieb darüber am 1. December 1806: „sie hatten ein paar Tage vor dem Einzuge der Franzosen, als frische Siegesnachrichten kamen, dem Könige ein Vivat und Napoleon ein Pereat gebracht; ja sie sollen das während seines Hierseins, als die Truppen auf dem Markt vive l'Empereur riefen, gethan haben, was freilich hart genug wäre." Ein Aufruf zum Besten der preußischen Armee allerlei zu veranstalten, in welchem harte Ausdrücke gegen die Franzosen standen, war auch von der Universität geschrieben. Brutal genug war der Befehl Napoleons zur Antwort auf das Pereat, alle Studenten sollten die Stadt verlassen. Auch den Professoren drohte Gleiches und Schlimmeres; mußte doch selbst der Prorector den einquartierten Soldaten die Stiefel putzen. Die Universität war geschlossen und bei diesem Schicksal blieb es für längere Zeit unerbittlich. „Sa Majesté l'Empereur," so berichtet Schleiermacher 22. December 1806 an Brinckmann aus einem Schreiben von Clarke an Massow, „mécontente de la conduite qu'a toujours tenue l'Université de Halle à l'égard de la France, a décidé que la reprise du cours des études soit encore ajournée. Wir Armen dürfen uns nur der Ehre erfreuen, daß wir schon von jeher eine conduite à l'égard de la France haben zu beobachten gehabt, und daß man so auf uns gemerkt hat. Wenn es nun auch weiter heißt in demselben Schreiben, que la seconde demande qui a pour objet le payement des honoraires des Mss. les Professeurs n'est point admissible, und wir dem zu Folge tüchtig hungern für unsre Sünden, so ist es doch gut, daß wir gar nicht in Gefahr kommen können, uns etwas erbitten zu wollen. Ich meinestheils bin indeß fest entschlossen, so lange ich noch in Halle Kartoffeln und Salz auftreiben kann, hier zu bleiben und das Schicksal von Deutschland hier abzuwarten, ob sich etwa eine

Auferstehung von Halle ergiebt, mit der ich zufrieden sein könnte." Einen abermaligen Ruf nach Bremen hatte er ausgeschlagen, um sein schönes Katheder und seine Kanzel nicht aufzugeben. „Es ist mir nicht möglich" — meinte er in dem Briefe vom 28. December an Willich — „in dieser unentschiedenen Lage auf Halle und meine akademische Laufbahn zu verzichten . . . . es scheint mir treulos gegen meinen inneren Beruf. . . . Sorgen würde ich für mich gar nicht, wenn ich Nanny nicht hätte. Ich wollte leben wie ein Student, so daß meine schriftstellerische Arbeit, wie schlecht sie auch in diesen Zeiten gehen mag, mich nähren müßte." „Lieber interimistisch anderswo in Preußen angestellt! Denn mehr als je scheint jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht spät erst aufgehen wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein." So lauten seine Worte vom 1. December 1806. „Wird bald Friede" — so überlegte er schon am 4. November — „so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Halle preußisch bleibt. Wird es sächsisch, so geht vielleicht die Universität ein, oder wenn sie auch bleibt, so wird meines Bleibens (als Reformirter) nicht sein, weil man so streng lutherisch ist in Sachsen. Wird es einem französischen Prinzen zu Theil, so möchte ich gar nicht bleiben, sondern so lange es einen preußischen Winkel giebt, mich in diesen zurückziehen." Er dachte an das Hauptquartier des Königs, wo viele Leute, die in Halle müßig säßen, recht gut auf irgend eine Art gebraucht werden könnten. In Berlin ohne öffentliche Geschäfte zu leben, schien ihm unerträglich; gerathener schien ihm, entweder nach der Provinz Preußen zu wandern oder nach Rügen. „Unsere gänzliche Unwissenheit über die Lage der Dinge seit der Besitznahme von Potsdam und Berlin (24. October) ist etwas schauderhaftes und recht gemacht, den Muth zu lähmen und die letzte Kraft auszusaugen. Wie ich (in den Jahren zuvor) oft nicht wußte,

was Eleonore that in kritischen Augenblicken, sondern nur lieben konnte und hoffen, so weiß ich auch jetzt nicht, was das Vaterland thut." Er hatte recht herzliche Sehnsucht dem Könige ein tröstliches ermunterndes Wort zu sagen, in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und sein Volk gekommen sei. Von den Berlinern sagten in Halle die Franzosen selbst, daß dieselben ihnen auf eine recht verächtliche Weise schmeichelten. Allerdings berüchtigt genug ist jenes Placat auf rothen Zetteln in welchem der Gouverneur von Berlin, Graf von der Schulenburg-Kehnert die Niederlage von Jena am 17. October anzeigte: „Der König hat eine Bataille verloren, die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner von Berlin auf. Der König und seine Brüder leben." Um nicht von den schmachvollen Capitulationen preußischer Heerführer und Festungscommandanten zu reden, kaum hatte Napoleon unscheinbar in grüner Chasseuruniform unter allem Pomp der Generäle am 27. October Nachmittags 4 Uhr, angestaunt von unabsehbarer Menschenmenge, eingeholt von den Behörden am Brandenburger Thor, seinen Triumphatoreinzug in Berlin gehalten, da war zwar der Hofprediger Sack würdig und kühn dem Kaiser entgegengetreten, aber ein Gelehrter und Geschichtsforscher, in welchem man den Tacitus deutscher Nation ehrte, Johannes von Müller, ließ sich dem arglosen Vogel gleich von dem Basiliskenblick Napoleons bezaubern: er meinte, die alten Philippiken müßten nun ruhen, man müsse sich umdenken und so gehe er über die preußische Monarchie zu seiner Tagesordnung über. Er rühmte Napoleon als den großen Stifter des Rheinbundes und eine Audienz vom 20. November bei dem Kaiser kurz vor dessen Aufbruch nach Polen fing ihn vollständig in dessen Netz. Schleiermacher hatte im Frühjahr 1807, als er hörte, daß die Berliner bitter böse, namentlich sein Freund Spalding sonderlich wüthend auf Johannes von Müller sei, doch noch gute

Hoffnungen, der Geschichtschreiber dürfe sich nicht selbst den Mund versiegeln und die Zunge abbeißen, und er sage, was sich immer nur sagen lasse und für den Halbverständigen schon genug unter der einzigen Form, die ihm offen stehe, und immer auf das Rechte hinweisend, die innere National-Einheit; freilich sei dessen letzte Rede ein schwaches Stück Arbeit, auch nicht mal im Bezug auf das Französische classisch; aber die Berliner thäten ihm doch wohl unrecht, wenn sie meinten, er gallisire. Bald war Johannes von Müller Minister des neuen Königs von Westphalen.

„Die Verfassung von Deutschland," so sagte Schleiermacher auch für sein Theil im December 1806, „war ein unhaltbares Ding, in der preußischen Monarchie war auch viel zusammengeflicktes, unhaltbares Wesen; das ist verschwunden.... Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schöneren Gestalt wieder sich bilden wird. — Die allgemeine Auflösung ist schrecklich und man sieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige Einzelne, unter ihnen obenan König und Königin, hervorragen." „Es war mir fast gewiß, daß man die erste Schlacht verlieren würde und darum zitterte ich vor Unwillen, daß man das Schlachtfeld nicht mehr in der Ferne suchte. . . . Der Kampf wird noch viel tiefer eingreifen müssen, wenn wirklich Heil und Leben aus dieser allgemeinen Zerrüttung hervorgehen soll. An dieser schönen Hoffnung halte ich mich, und auch der Tod soll sie mir nicht rauben." „Wenn nur ein guter Geist," schrieb er an die Herz am 26. November 1806, „unseres Königs Entschlüsse lenkt, daß er sich an Alles nicht kehrt, und keinen schimpflichen Frieden macht, sondern fest an Rußland hält!" Gar wohl war solcher Wunsch gerechtfertigt, als die bösen Geister Haugwitz und Luchesini dem preußischen Könige solche de- und wehmüthigen Briefe eingaben wie sie Napoleon in dem Augenblick der Schlacht von Jena, als

er seine höhnenden Siegsbulletins schrieb, vom preußischen Könige empfing und darin sich selbst le premier capitaine de son siècle genannt und l'éclat de ses vertus gerühmt fand. Graf Hangwitz wurde dann freilich eine Zeit lang der Geschäfte enthoben. Statt seinem Drängen auf Frieden nachzugeben, hielt der König am russischen Bunde treu fest. Ja für kurze Zeit übernahm am 19. December Stein mit Widerstreben das Ministerium des Innern und der Finanzen: aber am 3. Januar 1807 schon entließ ihn eine Cabinetsordre „als einen widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handele."

So lauteten die ungnädigen Worte, die den edlen Freiherrn im tiefsten Herzen verwunden mußten. Es war der Tiefpunkt in der Erniedrigung Preußens. Noch war die Zeit Steins nicht gekommen, erst Herbst 1807 bis November 1808 trat sie ein: noch fehlte es an der Erkenntniß der inneren Schäden des Staates, vielmehr statt die heilende Hand daran zu legen, lehnte sich der König lieber auf Rußland, den Rohrstab, der ihm nur zu bald in der Hand zerknicken, ja die Hand durchbohren sollte.

„Für jetzt" — meinte Schleiermacher damals — „bin ich so übel dran, als man es sein kann, auf das armselige, unthätige Leben eines privatisirenden Gelehrten beschränkt, ja selbst auf die Dürftigkeit, die zu ihrem Loose zu gehören scheint. Katheder und Kanzel sind für mich verloren, die Universität, auf der mir ein so schöner Wirkungskreis aufblühte, ganz zersprengt und in der That wenig Hoffnung, daß sie wieder hergestellt werden sollte, so lange unsre Gegend in feindlichem Besitz bleibt. Napoleon haßt den Protestantismus, wie er die Speculation haßt. Meine Weissagung in den Reden, glaube ich, ist nicht falsch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unserm Posten

stehen und nichts scheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachstehen dürfte für diesen Fall. Zwei Mal habe ich gepredigt in dieser Zeit, vor zwölf Tagen und heute — beide Male, wie du denken kannst, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu." So an Willich, den 1. December 1806.

Es sind uns solche Predigten noch erhalten, in denen er nicht mit kleinlichen, verwerflichen Mitteln, um einer Partei zu dienen, sondern im großartigen Style die höhere Würde Desjenigen beschreibt, der in engster Verbindung mit seinem Vaterlande lebt und nicht blos ein Gast und Fremdling im Reiche Gottes sein will (Eph. 2,6). Oder er weist nach Anleitung von 1. Kor. 14, 33 nach, daß Gott nicht ein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens sei, daß überall, wo Gott waltet, Frieden sein muß, mögen wir die Welt um uns oder unser eigenes Leben betrachten; oder er beleuchtete die öffentlichen Unglücksfälle mit Röm. 8, 28: Wir wissen, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, und zeichnete am Schluß mit begeistertem Seherauge die kommende Zeit: „Es kann sein, daß auch unserm Volke noch größere Demüthigungen bevorstehen, daß es noch mehr seines Ansehens und seiner Stelle unter den Mächten der gebildeten Welt beraubt wird: wenn nur statt dieser äußeren Macht eine innere sich zeigt, wenn nur Eintracht, Anhänglichkeit und Treue immer mehr die Oberhand gewinnen; wenn nur die allgemeine Ueberzeugung von dem, was unser wahres Wohl ist, sich lauter und deutlicher ausspricht; wenn wir nur standhafter fortfahren, zu unserer Erhaltung alle schlechten Mittel, Lug, Verrath, Kriecherei, Ungerechtigkeit jeder Art zu verabscheuen und zu zeigen, daß es unter uns etwas Heiliges giebt, worauf wir unverbrüchlich halten, daß wir noch immer das nämliche Volk sind, dessen schönster Beruf es immer gewesen ist, die Freiheit des Geistes und die Rechte des Gewissens zu beschützen: o dann müssen wir ja dastehen als ein großes

Beispiel unter den Völkern." Tröstend rief er am letzten Sonntag des Jahres 1806 der Gemeinde das Wort der Schrift zu, daß die letzten Zeiten nicht ärger seien als die ersten, und am Neujahrstag 1807 schärfte er Allen ein, was wir fürchten sollen und was nicht, nach Matth. 10, 28: Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten. „Die Furcht ist schlimmer als jeder Verlust selbst, ja als der Tod. Wie auch Jedem auf seinem Lebenswege die äußere Wirksamkeit zerrüttet, die wohlausgeführten Werke zerstört und alles Leibliche seines Thuns und Seins verwundet oder ertödtet werde: wir werden unter allen Zerstörungen jene göttliche Kraft in uns fühlen, vermöge deren der Geist überall seinen Leib, seine Glieder, seine Werkzeuge wiederherstellt, frisch belebt und umbildet oder neuerschafft, und so werden wir muthig und heiter, tüchtig und unbesiegt, der Welt zum Trotz, Gott zum Preise, uns selbst zur Zufriedenheit dastehen." Es ist dieselbe Neujahrspredigt, an der sich bald darauf der Freiherr vom Stein aufrichten sollte, als auch ihm das eben in Angriff genommene Werk der Reform Preußens unter den Händen zertrümmert wurde.

Schleiermacher schrieb auch an Friedrich von Raumer noch im Januar 1807 von seiner Leidenschaft für eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung der Gegenwart die Wenigsten erkennen. Die Anschauung der französischen Armee hatte ihn belehrt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken sei. Der neue Herrscher Westphalens, Jérome, hatte ihm zu wenig den Sinn eines Königs, alles schien ihm nur darauf berechnet zu sein, einen unsichern Emporkömmling durch Benutzung jedes niedrigen Interesses zu befestigen. Schon sprach er von der Bewegung, die einer klugen Leitung bedürfen werde, um die französische Kriegskunst zu besiegen. Schon hatte er die liebenswürdige Frau seines Freundes Willich beschworen: „Gieb uns jetzt einen Knaben die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in

dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von dir und Ehrenfried erwarte, muthig, froh und besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein." Eben diese Gattin des Freundes sollte, als der Freund plötzlich am Nervenfieber (2. Februar 1807) dahinstarb, mitten unter den Wirren des Vaterlandes ihm die Hand reichen, und Stütze und Halt bei dem Zusammensturz der Dinge an ihm gewinnen. Seitdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Westphalen in Halle verordnet war, mochte er die Kanzel nicht mehr besteigen. Frühjahr 1807 war er schon einmal nach Berlin gereist und hatte dort eine Vorlesung über die alte Philosophie gehalten. Man ging damals schon mit der Stiftung der Universität um. Er war nochmals zwei Monate in Halle und fühlte sich sehr beengt; er ginz dann wieder nach Berlin Ende 1807 zurück. Er hatte den Vorsatz, seinem unmittelbaren Vaterlande Preußen so lange nachzugehen, als es bestehe und dieses Vorsatzes nicht ganz unwürdig sei. „Sollte es dem Unglück ganz erliegen," — so schrieb er an Charlotte v. Kathen December 1807 — „so will ich, so lange ich kann, das deutsche Vaterland da suchen, wo ein Protestant leben kann und wo Deutsche regieren . . . Ach lassen Sie doch Ihre Knaben recht kräftig werden, recht fest, trotzig, waffenlustig, liebevoll und fromm."

Es war jene Zeit nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, der alles niederschlug, als der Kaiser aller Reußen seinen preußischen Freund im Stich ließ und selber mit begieriger Hand nach Beutestücken aus dem preußischen Länderbesitz griff. Varnhagen berichtet uns, wie er mit seinen Freunden Marwitz und Schleiermacher ganz niedergeschlagen sei bei der ersten Kunde davon und, wie kein geistreiches Gespräch anfangs haften wollte. Es war um diese Zeit, als man sich (nach Schleiermachers eigner Erzählung) die Wurzel aller Uebel nicht länger verbergen

konnte, und als der Trost des Glaubens und der Frömmigkeit Allen der nächste war; da wurden die Wünsche allgemeiner, daß es möglich sein möchte, die fast erstorbene Kirche zu einem kräftigen Leben zurückzuführen.

14.

Schleiermachers Verlobung und Heirath (Berlin).

Trotz des Tilsiter Friedens stimmten die Predigten, die Schleiermacher bald danach in Berlin hielt, denselben muthigen, gewaltig erhebenden Ton an wie früher. Er predigte nämlich über den heilsamen Rath zu haben, als hätten wir nicht (December 1807) oder über die Beharrlichkeit gegen das uns bedrängende Böse (Januar 1808) oder über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit — am 24. Januar 1808, dem Geburtstag Friedrichs des Großen — und eine seiner vollendetsten Predigten, die über Matth. 24, 1. 2, daß kein Stein im Tempel zu Jerusalem auf dem andern bleiben solle, mahnte laut: „das Vergängliche in dem Großen der Vorzeit, wenn es sein Maß erfüllt hat, lasset fahren; das Ewige darin aber laßt uns mit der größten Anstrengung festhalten, bedenkend, daß jede menschliche Einrichtung, inwiefern sie den Geist eines Volkes wesentlich und unverfälscht ausspricht, eben so sehr ein göttliches Gesetz und eine Offenbarung göttlicher Macht und Herrlichkeit ist, wie das Gesetz und die Offenbarung an das Volk des Alten Bundes.“ So trug er das Ideal eines starken Preußens, der Monarchie Friedrichs des Großen mitten hindurch durch die stürzenden Trümmer des Vaterlandes als einen geretteten Bauriß für den Wiederaufbau von Innen heraus. So wirkte er einflußreich auf die Stimmung der preußischen Hauptstadt neben Fichte, der nicht minder unerschrocken im runden Saale der Akademie gegen die Dränger des Vaterlandes sprach, deren Trommeln unter den Fenstern wirbelten. Im Sommer 1808 war Schleiermacher nach Rügen gereist; die einsam stehende Wittwe seines Freundes Wittich, die er wie eine Tochter bis dahin behandelt hatte, wurde seine verlobte Braut, und nicht der kleinste der Reize dieses lieblichen Idylls liegt darin, daß es auf dem dunkeln, tragischen Hintergrund der Kriegsungewitter sich entfaltete. „Ich fühle das Schöne darin“ — so schrieb er der starken muthigen Braut, die ihm stark in dem Herrn und in der Kraft ihres schönen Lebens entgegentrat, — „daß unser Schicksal in so nahem Zusammenhang mit dem Ganzen steht.“ Er reiste damals in Angelegenheiten des im Sommer 1808 entstandenen Tugendbundes, nach Königsberg, wo er vom 25. August bis 22. September sich aufhielt. Er hatte in Königsberg Steins, des herrlichen Mannes, ziemlich genaue Bekanntschaft gemacht, seit einem Jahre führte derselbe das Ministerium, freilich nur noch auf kurze Zeit; er besprach sich mit Gneisenau und Scharnhorst, auch bei der Königin hatte er Audienz und bei der Prinzeß Wilhelm, die er für eine der herrlichsten Frauen Deutschlands erklärte. Er benahm sich mit den Stiftern und Häuptern des Tugendbundes. Nachher indeß ging sein Antrag bei dem Comité, das Chazot in Berlin dirigirte, doch dahin, daß man es ablehnen müsse, geradezu eine Tochterloge zu bilden, denn für Männer wie sie bedürfe es keines äußern Erkennungszeichens, keiner maurerischen Formen. Scheinbar ganz harmlos correspondirte er mit Reimer über die Wirthschaftssachen — Quednow und seine Frau — so hießen ihm König und Königin. Solche Vorsicht war nöthig, denn schon lauerten die französischen Spione allenthalben und mancher seiner Briefe kam aufgeschnitten bei seiner Braut an. Am 14. October 1808 finden wir Schleiermacher, Reimer und Leo v. Lützow bei einer Zusammenkunft mit Hallensern, Blank und Steffens in Dessau an der Elbe, vielleicht handelte es sich darum, sich der hallischen Studentenschaft zu versichern oder aber, da Lützow in Geschäften weiter reiste, man wollte jenes wahnsinnige Attentat

verhindern, mit welchem zwei Officiere umgingen, als Napoleon von jenem glänzenden Congresse, zu dem er nach Erfurt alle deutschen Fürsten und den Kaiser Alexander, auch Göthe und Wieland geladen hatte, auf dem Felde von Jena an dem Jahrestag der Schlacht ein Hasentreiben anstellte, nur die Begleitung des preußischen Prinzen Wilhelm hielt die feige mörderische Kugel zurück. Schleiermacher hatte sich bei jener Zusammenkunft an dem frischen Lebensmuth von Steffens gelabt. Er saß am 27. November gerade am Schreibtisch und schrieb an seine Braut, da kam ein Wagen vorgefahren: ein französischer Officier steigt aus und bittet ihn, ihm zu folgen zum Marschall Davoust, dem Commandanten von Berlin. Noch zwei andere Herren, die er gar nicht kannte, waren mitgeladen, und das Ganze war denn nichts, als daß der Marschall ihnen eine Rede hielt, sie wären notirt als hitzige Köpfe und Unruhestifter und was weiter dahin gehört. Der Propst Hanstein brannte neben ihm — so schrieb er Jahre nachher — ebenso lichterloh als tête chaude et ardente. Und sogleich beruhigte er die Braut über den Vorfall: „mir war das Ganze sehr spaßhaft und ich mußte noch den Dolmetscher abgeben bei den Andern und habe meine Rolle sehr ernsthaft gespielt. Sei nur nicht bange. Das Ganze ist nichts."

Seit Herbst 1807 war der Freiherr von Stein wieder in das Ministerium berufen; rüstigen Schrittes, die schmerzliche Kränkung vergessend, legte er die Hand an seine meisterlich ausgearbeiteten Reformpläne. Sie schnitten solchen Parteimännern tief ins Fleisch, die entweder franzosenfreundlich waren, wie Zastrow, Köckeritz und Fürst Hatzfeld, oder von der alten Bureaukratie, dem alten Heersystem, den Privilegien der Rittergüter über ihre Hörigen nicht lassen wollten, wie Graf Voß, Feldmarschall Kalkreuth und namentlich der Herr von Marwitz. Dazu kam dann schließlich eine Achtserklärung, welche Napoleon gegen le nommé Stein von Madrid aus abgab: sie kam zehn Tage

nachher in Preußen an, als Stein schon sein politisches Testament aufgesetzt und am 5. December aus Königsberg abgereist war. Am Neujahrstag 1809 las er aus Schleiermacher's zweiter Predigtsammlung jene Predigt: was wir zu fürchten haben und was nicht. Er war entlassen und, wie Schleiermacher wissen will und auch Andere z. B. der Minister Reden bestätigen: der Hauptsturm war glücklich bestanden, da fiel er durch eine elende Intrigue. Wohl hatte Schill seinen Einzug in Berlin gehalten am 10. December 1808 und der Held von Kolberg wurde abgöttisch im Theater und auf offner Straße vom Berliner Volk verehrt und umjubelt. Schleiermacher kamen (nach dem Zeugniß eines fünf Tage später geschriebenen Briefes) die Zustände in Preußen sehr drückend vor, da der König sich von einer elenden Partei habe überraschen lassen. Und doch schrieb er Sylvester 1808 seiner Braut: „Niemals kann ich dahin kommen am Vaterlande zu verzweifeln; ich glaube zu fest daran, ich weiß es zu bestimmt, daß es ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes ist. Es ist möglich, daß alle unsre Bemühungen vergeblich sind und daß vor der Hand harte und drückende Zeiten eintreten — aber das Vaterland wird gewiß herrlich daraus hervorgehen in kurzem." „Steins Verfolgung," so kann er schreiben (26. Januar 1809) „hat mich gar nicht alterirt und ich habe ihm sagen lassen (da er schon am 6. Januar abreiste), ich gratulire ihm, denn es wäre die größte Ehre, die einem Privatmann widerfahren könnte, für einen Feind der großen Nation erklärt zu werden." Fast täglich schrieb Schleiermacher damals an Alexander von Dohna, der in Königsberg das Amt des Ministers verwaltete, und zwar über Gegenstände der inneren Verwaltung, die ihm vom höchsten Interesse waren. Es handelte sich namentlich um die Stiftung der Berliner Universität, auf welcher Wilhelm von Humboldt, der seit Februar 1809 bis September 1810 das Unterrichtsministerium führte, so wesentlichen, unvergeßlichen Antheil nahm. Im Frühjahr 1809 hatte

Schleiermacher eine Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche bekommen, die ihn nun dauernd an Berlin fesselte und in den Maitagen holte er seine Braut von Rügen heim, gerade während Schill sich nach Stralsund warf und Napoleon den Kirchenstaat einzog oder, was die deutschen Verhältnisse näher angeht, mit seinen Heerschaaren hinter Wien im Herzen des östreichischen Kaiserstaates stand, im Begriff den Gegner zum zweiten Mal niederzuwerfen, den er alsdann zu seinem Schwiegervater erkor. Als dieser östreichische Krieg anging, traute Schleiermacher am 11. Februar 1809 dem Anschein, daß die preußische Regierung sich aufs innigste mit Oestreich verbinden werde. „Noch einmal ist es Preußen geboten, ob es durch einen kühnen und edlen Schritt sich auf eine weit höhere Stufe schwingen will, als von der es herabgestürzt ist. Allein wenn auch sein böser Genius siegte, so muß wenigstens der gute Geist des übrigen Norddeutschlands das Seinige thun." Die Volkskämpfe der Tyroler, die Erhebung Dörnbergs, das Vorgehen Schills bewegten damals sein Gemüth, wie das der Braut.

Nicht allzulange sollte er von ihr getrennt leben. Er hatte nicht nur die Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche überkommen, sondern wurde auch im Ministerium beschäftigt, meist freilich für Unterrichtssachen. Er hatte somit den festen Halt in Berlin gewonnen. Amtlich und ohne amtlichen Anlaß betheiligte er sich an der Wiederherstellung des öffentlichen Geistes und Muthes. Er schrieb in Sachen der Kirchenverfassung mit amtlichem Auftrag einen Entwurf zu einer Neubildung, wodurch alle Patronatsverhältnisse abgeschafft, Synoden durch die Geistlichkeit gebildet und sehr freie Verhältnisse der Kirche dem Staate gegenüber eingeführt werden sollten. Er erhob aus eigenem Antrieb seine Stimme, als es sich um Stiftung der Berliner Universität handelte (Gelegentliches zur Stiftung deutscher Universitäten im deutschen Sinn, Berlin 1808) und entwickelte in klaren Umrissen,

wie der Staat für die Wissenschaft zu sorgen habe, welche Stufenordnung von den niederen Schulen zu dem Studium der Universitäten und zur Meisterschaft der Akademie hinaufführe. Das Alles beschäftigte seine Seele, während er den Plan seiner Verlobung und Heirath zur Reife gedeihen ließ.

Schon von früh an, noch als sie Willichs Braut war, hatte ihn Henriette von Mühlenfels mit ihrer bezaubernden Anmuth erquickt. Wie schrieb doch die kleine Pastorin „an den lieben Schleier," Du und Sie vertauschend, — bald ihn „Vater" anredend; bald: „Du bist ja auch mein Freund. Nicht wahr, lieber Schleier? Lachen Sie nicht über mich. Ich würde wirklich sehr verlegen sein, wenn ich mich einmal verspräche in Gegenwart eines Fremden. Dann würde mir einfallen: Sie, der große Schriftsteller, berühmte Professor — und ich die kleine Pastorin." Als den Gotterfüllten, Heiligen begrüßt sie ihn zu der Zeit, während sie mit ihrem Manne sich in das Studium des Plato versenkte: so töchterlich, in Allem nur das Echo seiner Gedanken, ihm als ihrem zweiten Vater die Freuden der Mutter vertrauend. Da riß der Tod ihr den Gatten im belagerten Stralsund († 2. Februar 1807) von der Seite, und als im Sommer 1808 Schleiermacher sie in Rügen besuchte, da ward die Tochter, die ihm die reichduftende Blüthe ihres Herzens erschlossen hatte, in der er eine so herrliche Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit vorfand an einem Montag, den 18. Juli, seine Braut. Auch abgesehen von dem tragischen Hintergrund, den die vaterländischen Geschicke bildeten, zog sich ein wehmüthiger Farbenton über die Feier, bei ihr der Schmerz um den verlorenen Gatten und Freund, bei ihm das Weh um die erste verlorene Liebe: aber wie Tochter und Vater, als Weib und Mann schlossen sie Vergangenheit und Gegenwart zusammen in lieblicher Frische des Lebens. Anfangs zwar kämpfte die Braut mit dem Gedanken, ob sie nicht etwa

ein Unrecht an dem Verstorbenen begangen, ob sie auch mit der Leerheit ihres Geistes und der Armuth ihres Herzens ihren Ernst (so nennt sie ihn) ganz verstehen würde. Er brachte ihr jedesmal köstliche Trostworte: „Du warst mir stets eine starke Tochter, stark in dem Herrn und in der Kraft deines schönen Lebens. So bist du mir auch jetzt meine starke, muthige Braut." „Stelle dich mir gleich" — bat er ein ander Mal — „wie es Mann und Weib sein müssen . . . es ist nichts in meinem Leben, in allen meinen Bestrebungen, wovon Du nicht den Geist richtig auffassen könntest." In gegenseitigem Gebet trugen sie einander empor zu dem Thron der göttlichen Gnade. Am gleichen Tage feierten sie, jeder Theil an seinem Ort, das heilige Abendmahl. „Im Gebet," — so schrieb Schleiermacher kurz vor der Hochzeit, — „habe ich unsere Ehe zu einer christlichen geheiligt, damit unser ganzes Leben von frommem Sinn und heiliger, göttlicher Liebe erfüllt sei." Am 18. Mai 1809 wurde die Hochzeit auf Rügen gefeiert, wo ihm die Braut einst zuerst in bedeutungsvoller Stunde begegnet war. Es hob eine neue Wendung für Schleiermacher's Leben seitdem an.

Der dritte Lebensabschnitt:
Ehe- und Meisterjahre
(1809—1834).

15.
Die Freiheitskriege und ihre nächsten Folgen (1809—1816).

Ein Mensch, so lange er wächst, so lange er in sich selber kämpft und mit der umgebenden Welt im Ringkampfe liegt, hat für die geschichtliche Erzählung das meiste Interesse. Der fertig gebildete Charakter kann nur sich auswirken, kann nur im freien Spiel der schon bekannten Kräfte sein Ebenbild der Umgebung aufprägen, und das ist dann viel weniger seine eigene Geschichte, als die Geschichte seiner Zeit. Aber die Ideenwelt, in der ein ausgezeichneter Mann lebt, aus der er als seiner Heimath die Schiffe entsendet mit der Friedens- oder Kriegsflagge, je nachdem die Umstände es fordern, um die befreundeten und die gegnerischen Geister zum Austausch der anvertrauten Güter einzuladen — diese Welt ewiger Gedanken ist auch in ihrer eigenthümlichen Gestaltung das Bleibende, wenn längst der irdische Leib der übertägigen Menschen begraben ist.

Es steht uns oben an, was Schleiermacher nach seiner Eheschließung in den Tagen des Aufschwungs des preußischen Volks und der deutschen Nation dem Vaterlande geleistet hat. Keines deutschen Mannes Herz, keines deutschen Weibes Gemüth kann

sich dem übermächtigen Eindruck dieser Geschicke entziehen, in denen so sichtbar Gottes Finger zu erkennen ist.

Es waren schmerzliche Eindrücke, unter welchen Schleiermacher bei Einführung der Städteordnung 1809 zu seiner Berliner Gemeinde redete, als er auf jene inneren Feinde staatlicher Ordnung hinwies, die auch mit dem Gesetz ihren Handel trieben. Er erklärte es in seinen Briefen für nicht wohlgethan, wenn alle tapferen Männer das Vaterland verließen. Schrieb doch auch ein Blücher mit eigener Orthographie damals 1809: „ich unterlasse nichts um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee zu vereinigen einen ehrenvollen Tod der Sklaverei vorzuziehen, hilft alles nichts so gehe ich über land und mehr." Ende 1809 im December kam Preußen Schleiermacher vor wie eine schwimmende Insel und doch war er gleich Scharnhorst „ein Waffenschmied deutscher Freiheit, der ob alle Welt auch teufelt, nicht am Vaterland verzweifelt." „Es giebt Keinen" — so bezeugt Steffens von dieser seiner Wirksamkeit in Berlin — „der wie Schleiermacher die Gesinnungen der Einwohner hob und regelte und in allen Classen eine nationale, eine religiöse, eine tiefere geistige Ansicht verbreitete. Berlin ward durch ihn wie umgewandelt... Sein mächtiger, freier, stets fröhlicher Geist war einem kühnen Heere gleich in der trübsten Zeit." Auch ein Geistlicher, ein Theolog erscheint (und nicht vereinzelt) in der Reihe der muthig ausharrenden Patrioten:

Die im Stillen hat geschaffen
Roß und Männer, Krieg und Waffen.

So hat er nicht blos das tröstliche Bild des Märtyrers Stephanus an einem Julisonntag 1810 der Gemeinde vorgehalten, als eben die Königin Luise heimgegangen war, um die Verklärung des Christen in der Nähe des Todes zu schildern, sondern die seit October 1810 officiell eröffnete Universität bot ihm auch das Ackerfeld, in welches er die Samenkörner einer künftigen tapferen Gesinnung einstreuen konnte. Schon glaubt er die

Saat keimen zu sehen: „Man muß alles Aeußere aufgeben und fest versichert sein, daß es (in Preußen) nur nach den schrecklichsten Verwüstungen und Umwälzungen besser werden könne, und muß nur, damit diese kräftig und glücklich überstanden werden, wenn sie kommen, recht auf den Geist wirken. Das thue ich auf jede Art, die in meinen Kräften steht; wie lange ich es noch können werde, weiß Gott." Er war schon einige Zeit im Ministerium in der Section für öffentlichen Unterricht geschäftig; er warnte Juli 1811 auf eigene Hand Stein mit kräftigen Worten vor der argen Administration der regierenden Partei, die ihn hintergehe. Die politische Constellation war sehr peinlich, da seit Anfang 1811 Napoleon und der Czar mit einander entzweit waren. Der König hatte schon Lust sich an Rußland anzuschließen, Gneisenau und die Partei der Erhebung schürten das Feuer des Franzosenhasses in der gebliebenen Hälfte Preußens. Schleiermacher war im September 1811 auf einer Reise zu politischen Zwecken in Schlesien: und er klagte über die „klatrige Politik" der Regierung. Da wurde das preußische Volk und Königshaus von der schwersten Demüthigung getroffen; man mußte Massen von Truppen und unerschwingliche Opfer für den Zug der großen Armee nach Rußland liefern. Berlin empfing wieder französische Besatzung: das Unbehagen und die Spannung wuchsen in unerträglicher Weise; manches Duell fand schon Statt zwischen Berliner Studenten und französischen Officieren. Schleiermacher aber predigte damals etwa über die Art, wie man eine zwischen großen Ereignissen liegende ruhige und stille Zeit anzuwenden habe. Plötzlich leuchteten die Flammen von Moskau als eine neue Morgenröthe hinein auch in die deutsche Welt. Der Imperator, der im Mai 1812 noch stolze Heerschau bei Dresden hielt, trat am verhängnißvollen 18. und 19. October den Rückzug aus Moskau an und bald enteilte er auf einsamem Schlitten den eisigen Todesgefilden Rußlands. Jeder fühlte die Wucht des Gerichtes,

das den Mächtigsten getroffen hatte; und je mächtiger die Geschicke daherrollten, desto aufopfernder ließ der Einzelne die engen Berufspflichten hinter dem Vaterlande, dem fast gemordeten zurücktreten und eine junge Generation erwuchs, die sich zu der Predigt des göttlichen Wortes hindrängte, um sich durch das still und heilig glühende Feuer der Liebe Gottes von allem Selbstsüchtigen und Unreinen reinigen und läutern zu lassen, für diesen heiligen Krieg, der die theuersten Güter des Vaterlandes retten sollte. Schleiermacher predigte vielleicht im Hinblick auf Yorks entscheidenden Schritt zu Tauroggen darüber, wie sich die Würdigen in großen Wendepunkten benehmen. An Lehren und Lernen in den Hörsälen war schon nicht mehr zu denken, seit am 3. Februar 1813 der Aufruf an die Freiwilligen ergangen war. Am 11. März hatte Berlin statt der abziehenden Franzosen die Russen aufgenommen, am 17. März schon hielt York seinen Einzug in die Hauptstadt, am gleichen Tag als von Breslau des Königs „Aufruf an mein Volk" erging. Sonntags den 28. März, die Passionsbetrachtungen unterbrechend, hatte Schleiermacher diesen Aufruf von der Kanzel zu verlesen. „Auch wir, die Verkündiger des Friedens" — so schrieb er an Karl von Raumer — „haben wenn auch nicht alle zum Schwert, doch zu der scharfen Waffe des Worts gegriffen und an heiliger Stätte zum Kampf auf Leben und Tod aufgerufen. Sie wissen von mir, daß ich als wesentliche Bedingung der Entwicklung eines Volkes zu einem wahrhaft christlichen, d. i. freien Staate die eigenthümliche Nationalität, frei von den Fesseln der Fremdherrschaft, verlange. Die Textworte zu meiner Predigt hatte ich aus Jer. 18, 7—10 gewählt: Plötzlich rede ich wider ein Volk, daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle . . . plötzlich rede ich von einem Volk, daß ich es bauen und pflanzen wolle. Je reiner und gerechter unsere Sache vor Gott ist, um so mehr ist es unsere Aufgabe, diese Reinheit zu bewahren. Schon einmal

hat unser Uebermuth uns zu Fall gebracht, und so scheint es mir dringende Pflicht zu sein, zu warnen, daß wir uns nicht überheben und nicht ohne offenes Bekenntniß unserer Schuld und nicht ohne Anerkennung der wohlverdienten Züchtigung den gegenwärtigen Kampf beginnen."

So zog er denn auch mit an der Sturmglocke, die durch das ganze Land tönte, ein Stab und eine Freude aller Braven, eine Zuchtruthe und ein Schrecken aller Schlechten. Gleich Niebuhr betheiligte er sich im Sommer 1813 bei Bildung des Landsturms, las Morgens seine Collegien vor den wenigen Hörern, die noch blieben, Nachmittags exercirte er mit Büchse und Patronentasche im Landsturm, und Abends einmal, es war am 14. Mai, unlängst nach der Schlacht von Groß-Görschen, segnete er auf dem Vorhof der Universität das Berliner Landwehrbataillon ein, das Tags darauf ausrücken sollte. Es wird als einer der erhebendsten Momente geschildert, als ein anderes Mal die Freiwilligen ihre Gewehre um die Dreifaltigkeitskirche aufgestellt hatten und drinnen der Predigt von Christo und den Zeichen der mit ihm angebrochenen neuen Zeit, ihren Zielen, der Schmach einen Damm zu setzen und dem Volke Ehre und Frieden wiederzugeben, andächtig lauschten und dann das heilige Abendmahl feierten. Seit dem 23. Juni hatte Schleiermacher auch die Redaction des von Niebuhr begründeten „Preußischen Correspondenten" übernommen. Wegen freimüthiger Aeußerungen in dieser Zeitung über den damals mit Napoleon geschlossenen Waffenstillstand hatte er auch einen derben Verweis vom Minister von Schuckmann hinzunehmen, der gleich wild und böse war und ihn des Hochverraths beschuldigte. In einer unerquicklichen Correspondenz mit der Censurbehörde beschwerte er sich über den verweisenden und drohenden Ton derselben. Schon sah er die Triumphe, welche über die Stein'sche Partei von den Gegnern gefeiert würden, seit Scharnhorst an seinen Wunden von Groß-

Görschen verblutet war. Er hatte inzwischen seine Familie nach Schlesien geschickt und war nun doch, als der Krieg dahin verlegt wurde, in großer Sorge; dann wieder ging ihm der Gedanke durch den Sinn, sich der von der Oder heranziehenden deutschen Legion anzuschließen. Sein politisches Glaubensbekenntniß faßte er im Juni 1813 darin zusammen: „Nach der Befreiung ist mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaiserthum gerichtet, nur nicht lose Vielherrschaft (πολυκοιρανίη) der Stämme.“ Bald hatte, gerade ein Jahr nach Napoleons Rückzug von Moskau, am 18. October 1813, die Völkerschlacht von Leipzig die deutsche Erde frei gemacht. Dies thatenreiche Jahr kam Schleiermacher wie eins der leersten in seinem Leben vor: Literarisches hatte er nicht geleistet. Auch der Einzug der Verbündeten in Paris schien ihm die Sache noch nicht zu beschließen (31. März 1814). Er sah schon im Geist die Ströme Blutes, welche die unverständige Großmuth kosten würde, fand es auch höchst unvorsichtig durch Wiedereinsetzung des Königs von Sachsen in Dresden uns Preußen einen verborgenen Feind in den Rücken zu setzen. Unwiderleglich sind die Ergebnisse der neueren Geschichtsforschung über jenen Wiener Congreß, der eben diese Wiedereinsetzung bestimmte: die gutmüthige, beschränkte Politik Preußens, selig im Vertrauen auf des Czaren Hochherzigkeit, verlor schrittweis am grünen Tisch die große Position, welche ihm die Heldenkämpfe des preußischen Volkes in Waffen auf den Schlachtfeldern erobert hatten. Schleiermacher theilte das Unbehagen der besten Patrioten hierüber. Er hatte einen Besuch am Rhein im Jahre 1814 auch bei dem Freiherrn von Stein abgestattet, ja er schied Anfangs 1815 aus seiner Stellung im Ministerio und machte sich schon Gedanken, ob er nicht noch einmal nach Heidelberg würde ziehen müssen, das seiner Frau bei jener Rheinreise besonders gefallen hatte. So weit sollte es jedoch nicht kommen. Napoleon hatte keine Ruhe auf Elba. Er brach hervor und

ward in den Junitagen 1815 bei Belle-Alliance zum zweiten Male zu Boden geworfen. Europa war fortan auf seiner Hut; aber noch ehe Schleiermacher am 22. October die Friedenspredigt halten und Gott danken konnte, daß er seinem Volke Ruhe gegeben, hatte sich ein unheimlicher Geist der Verdächtigung an die schönen Früchte des Friedens, welche kaum reiften, gesetzt und sie vergällt.

Es beginnt hier jene trübe Zeit bedauernswerther Zerwürfnisse, aus der ein böser Punkt, ein Streitschriftenwechsel mit einem Juristen, dem Geheimrath Schmalz, hervorragt, als trauriges Vorspiel für die Demagogenjagd, unter der Schleiermacher selbst und noch mehr sein Schwager Ernst Moritz Arndt, seine Freunde Gaß und Reimer zu leiden hatten. Doch aber ergab sich für Schleiermacher früher, als für seinen Schwager, ein freundlich versöhnender Schluß, obschon auch für ihn lange Jahre des Mißmuths durch die politischen und kirchlichen Dinge herbeigeführt wurden. Der Geheimrath Schmalz hatte einige Thatsachen aus dem Jahr 1808, die in einer Chronik unrichtig mitgetheilt waren, berichtigen wollen, und in einem öffentlichen Wort auch von den politischen Vereinen, von Scharnhorst und dessen Verhältniß zu denselben geredet, als ob das fluchwürdige Verbindungen gewesen wären, durch welche ohne des Königs Willen Zwecke im Innern und ein Repräsentativsystem für ganz Deutschland hätten durchgesetzt werden sollen. Schon hatte Niebuhr mit der ganzen vernichtenden Kraft seines sittlichen, politischen Geistes geantwortet. Auch Schleiermacher schrieb im November 1815 eine kleine Schrift, vielleicht das Beißendste aus seiner scharfen Feder und schüttete die volle Schale seines Zornes über jene Tiraden von der Geheimbündelei erbarmungslos aus. Stillschweigen wäre ihm, der mitten in jenen Bewegungen gestanden und doch nicht Mitglied des Tugendbundes gewesen war, so viel wie Verrath gewesen. „Flattern solche Unglücksraben auf

und wollen mit ihrem Gekrächz das Land erfüllen und die Grenzen, so stelle man ein lustiges Schießen an!" — das war seine Meinung, und er that sein Bestes, nahm Spieß und Eisen in die Hand, um die vom Feind über Nacht gesäeten Dornen und Disteln auszujäten. Freilich umsonst! Im August 1816 klagt er von neuem: „Der ganze faule Sumpf in Staat und Kirche bleibt stehen."

Auch in der Kirche. Schon seit Antritt der Regierung hatte Friedrich Wilhelm III. Befehl gegeben, und eine Commission war auch eingesetzt, um für eine würdigere Ausstattung der Liturgie Sorge zu tragen und Vorschläge zu machen. Ja die Breslauer Provincialregierung hatte zu Anfang des Jahres 1812 selbst einen Entwurf zu einer Synodalverfassung, der aus der Feder von Gaß, einem Freunde Schleiermachers, stammte, bei dem Ministerium eingereicht, das noch am 19. November 1813 darüber eine Verfügung erließ. Am 3. Juni 1814 hatte das Ministerium des Innern eine neue Organisation erhalten: es war dem bisherigen Departementschef von Schuckmann übertragen. Eine eigene Abtheilung sorgte für den Cultus und den öffentlichen Unterricht. Im gleichen Monat tagten auch schon zweiundzwanzig Superintendenten der Kurmark zu Berlin, deren Begehren von neuem auf eine freie Synodalverfassung ging. Durch Cabinetsordre vom 14. September wurde auch eine Commission unter dem Präsidium des Oberhofpredigers Sack gebildet, zu der auch die Pröpste Ribbeck und Hanstein, der Oberconsistorialrath Hecker, der Feldpropst Offelsmeyer und der Hofprediger Eylert gehörten. Sie sollten eigentlich Vorschläge zur Verbesserung des Kirchenwesens überhaupt machen, bekamen aber den Titel liturgische Commission, da das Publicandum des Ministers (vom 17. September 1814) lediglich von Verbesserung der Liturgie redete, als hinge daran Alles, und noch dazu in ziemlich schiefen Ausdrücken. Als der bisherige Hauptmangel des Gottesdienstes galt, daß die Predigt der allein wesentliche Theil sei, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienst sei; es fehle in den neuesten protestantischen Kirchen das Erbauliche, Feierliche, die Gemüther Erregende; die Symbole seien sparsam und bedeutungslos. Schleiermacher konnte so wenig wie sein Freund Gaß begreifen, daß die Predigt blos Ermunterung zum Gottesdienst sein solle; es war ihm unverständlich, wie das Symbolische zu verstehen sei, ob von Reden und Handlungen oder vom Schmuck der Kirche, und ob man mit dem Ausdruck „neueste Kirchen" den Einfluß der reformirten Kirche habe umgehen wollen. Anonym erschien damals ein „Glückwünschungsschreiben" an diese Commission (Berlin 1814), in welchem Schleiermacher, obschon er selber der Verfasser war, seinen Freunden neckischer Weise allerlei sächsische Manieren aufdeckte. Es war aber wie „ein kalter Guß" über die Häupter der Commission und bewirkte, daß der König selber sich um die Agendensache eigenhändig noch viel mehr kümmerte, statt wie Schleiermacher im Schlußwort gewünscht hatte, die Herstellung eines Kirchenbuches, den Ausbau der kirchlichen Verfassung in der Richtung des synodalen Lebens lieber der Kirche selbst zu überlassen. Schleiermacher hätte gewünscht, damit die Einsetzung jener Commission nicht als eine Art Eingriff der weltlichen Gewalt in den stillen, ruhigen Gang kirchlicher Entwicklung erschiene, daß ihre Mitglieder durch Stimmgebung der Superintendenten erwählt wären, immerhin in Folge einer Aufforderung des Königs. Es kam ihm ferner bedenklich vor, dem Werk der Reformation, das in eine bewegte Welt eintrat, jetzt bei einer weniger lebendig theilnehmenden Zeit solches liturgische Werk an die Seite setzen zu wollen. Namentlich der Auftrag, den reinen Lehrbegriff herzustellen, schien ihm unausführbar; der Eine würde hier nachgeben und der Andere da, und so ein Ganzes zu Stande

kommen, gar nicht aus Einem Stück und Guß, und am Ende sollte gar der feierlichste Theil des Gottesdienstes an den so im Studir- und Sessionszimmer zusammengebrachten Buchstaben gebunden werden, stammend wie von halbgreisen Söhnen einer begeisterungslosen Zeit. Man möge doch eine Agende, und wäre es in mehreren Bänden, zu Stande bringen, damit die Auswahl recht groß sei und der Freiheit kein Eintrag geschehe.

Eine kaum verhaltene Ironie durchzog diesen Glückwunsch nur zu deutlich. Brieflich sprach er sich noch kräftiger aus: „eben dieselben Männer hätten schon so viele Actenstücke behufs der Agende vollgeschrieben, es würde auch wohl jetzt nichts werden; aus diesen Notabeln werde schwerlich eine kirchliche assemblée constituante sich entwickeln." Es gab ja damals, als Preußens Scepter sich über neue Provinzen auszudehnen im Begriff stand, solche schönen Hoffnungen, wie drei Superintendenten, Küster, Neumann und Tiebel (in den Grundlinien einer künftigen Verfassung im preußischen Staat, Berlin 1815) sie aussprachen: danach sollten Kirche und Staat streng geschieden, dem Könige nur das Aufsichtsrecht über die erstere eingeräumt, sonst aber Synoden eingerichtet werden; der Reichssynode sollte die Oberleitung zustehen. Küster begehrte auch einen Oberbischof als geistliche Spitze. Es sind Gedanken, die mit einer Art unbewußter Naturgewalt ein halbes Jahrhundert später wieder aufgetaucht sind, da ungeahnt viele neue protestantische Länder dem schützenden Arme Preußens vertraut sind. Damals empfing jene Commission diese Vorschläge als Material und benutzte sie für ihr Gutachten, das schließlich unter den liturgischen Dingen auch Grundzüge zu einer Synodalverfassung, Vorschläge über die Bedürfnisse der Kirche, Kirchenzucht, Polizei, Beschränkung der Lehrfreiheit darlegte. Ein Erlaß des Königs vom 27. Mai 1816 genehmigte auch die Bildung von Presbyterien und Kreissynoden, nicht aber

die Berufung von Provincialsynoden. Ja der König erließ in guter Wohlmeinung im November 1816 „die neue Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam und für die Garnisonkirche in Berlin", zum Theil sein eigenes Werk. Schleiermacher fühlte sich wieder berufen „die Kastanien aus dem Feuer zu holen, er habe doch einmal in der Gunst nichts mehr zu verlieren". Er schrieb eine Kritik, dies Mal mit Nennung seines Namens, ohne Scheu als Fachmann die Stellung und Fassung der einzelnen Gebete vom Standpunkt der liturgischen Regeln aus tadelnd. Anfangs hatte er auch das unerhörte Einführungsverfahren, die Uebergehung des Ministeriums und Consistoriums rügen wollen, aber gute Freunde riethen ihm, den König nicht ohne Noth zu erbittern. Derselbe fand sich, wie Eylert, der Mitverfasser jener Liturgie selbst erzählt, nun auch vielmehr geweckt und gereizt, die liturgischen Formulare noch fernerhin zu corrigiren.

16.

Die Union der evangelischen Kirche Preußens (1817).

Das Gedächtniß der 300jährigen Reformationsthat von 1517 waltete im Segen über der Kirche des deutschen Landes, insonderheit auch Preußens. Nicht umsonst rückte die geschichtliche Erinnerung die weltbewegende That Martin Luthers wieder vor die Augen. Im frischen Gedächtniß der auf politischem Gebiet geschlagenen Schlachten, noch gehoben von dem Siegesgefühl der Nation, verstand Mancher die reformatorischen Bewegungen in tieferem Sinne und versenkte sich von neuem in den Schacht reformatorischer Heilswahrheit. Es war auf etwas mehr angelegt, wie wir schon hörten, als blos auf eine neue Kirchenagende. Es handelte sich damals in den maßgebenden Kreisen neben der Cultusfrage auch um die ganze Verfassung der Kirche und weiter um die gegenseitige Stellung der beiden Zweige des protestantischen

Kirchenwesens. Ein bedeutungsvolles Zeichen für die neue Stellung zwischen Kirche und Staat überhaupt lag selbst darin, daß vom Ministerium des Innern jene Abtheilung für die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten im Jahre 1817 als ein eigenes Ministerium abgezweigt wurde. Nun aber trieb die heilige Gluth der Frömmigkeit, die in den Befreiungskriegen von neuem angefacht und genährt war, ehe sie erkaltete, auch weiter zu einer Ausführung des kirchlichen Verfassungsbaues, bei der der alte Hader und Streit der protestantischen Confessionen von selber geschlichtet ward.

Ein Ministerialrescript vom 2. Januar 1817 und ein Consistorialerlaß vom 13. März 1817 brachten zuerst an die Oeffentlichkeit, daß im Plane liege, Gemeindepresbyterien und Synoden der Geistlichkeit, die freilich blos berathende Stimmen haben sollten, innerhalb der preußischen Kirche zu bilden. Nicolovius bearbeitete im Ministerium die Sache und forderte Schleiermacher auf, darüber zu schreiben, damit die Leute merkten, was sie damit anfangen sollten; er fürchtete nämlich, unsere meisten Geistlichen möchten gegen die Sache gleichgültig sein und sie unbedeutend behandeln. So schrieb denn Schleiermacher: „*Ueber die für die protestantische Kirche des preußischen Staats einzurichtende Synodalverfassung* (Berlin 1817)“, wobei er in einem Nachtrag die eben erschienene Synodalordnung, die nach seiner Meinung Eylert entworfen hatte, einer ziemlich herben Kritik unterwarf. Er tadelte die Einrichtung der Generalsuperintendenten, die viele Schreiberei, die Machtlosigkeit der Synode, die immer nur Kenntniß nehme und nirgend recht beschließe, nirgend rechte Aufsicht führe. Worauf er für sein Theil hinauswollte, das war der Einfluß der Synode, nicht etwa auf Bildung von Dogmen, und Lehrbekenntnissen, (das sei Sache der Wissenschaft und der inneren Erfahrung jedes Einzelnen, ein Theologus werde nicht anders reif denn durch Zweifel und Anfechtungen, in großen Versammlungen aber erkalte über dem Lehrstreit nur die Liebe),

vielmehr lediglich Sorge für Hinüberbildung der Consistorialverfassung, nicht in eine episkopale, sondern in Synodalverfassung, Sorge für Liturgie und Gesangbücher, mit genauer Anschmiegung an das Eigenthümliche jeder Gegend, ohne starre Einförmigkeit — das schien ihm der Beruf der Synode zu sein. Vor allem aber betonte er auch das Werk der Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche als einen Gegenstand der Pflege für die neuen Synoden.

Die verschiedensten Interessen trafen zusammen, um die seit Jahrhunderten in Angriff genommene Vereinigung der beiden Confessionen, nachdem sie allmählich gereift und in einzelnen Verhältnissen erprobt war, unter dem Eindruck einer herrlichen, von Gott gesegneten Zeit mit *einem* Schlage zu vollziehen und einen großen Schritt vorwärts in der Erkenntniß und Ausübung des echten Christenthums zu thun. Es war das *innerste Bedürfniß des neuerwachten Glaubenslebens*, das dem Unglauben gegenüber, so wie im Gegensatz zum Romanismus eine einige, in sich festgeschlossene Kirche evangelischen Bekenntnisses aufzurichten trieb. Schleiermacher selbst beschrieb ein Mal, wie Gott sei Dank, nach dem auflösenden Rationalismus, vor dem ja alle confessionellen Unterschiede als Absurditäten verschwanden, Vieles sich schon zum Bessern gewandt habe. „Christus darf fast nirgends mehr mit Sokrates um eine mäßige Hochachtung wetteifern; die dürftige, häusliche und bürgerliche Moral die Niemand sitzen wollte, sondern Jedem zu kurz war oder zu lang, macht auf den Kanzeln wieder einer lebendigen Darstellung des Christenthums Platz, und das süßlich fade, empfindsame Geblümel einem kräftigen Styl, die Leerheit des Kopfes und des Herzens, wie gut sie sich auch unter dem Schein strenger Ehrwürdigkeit verhülle, und die eitle, frivole Selbstgefälligkeit, wie gut sie sich auch als zuthuliche geistliche Liebe einzuschmeicheln wisse, beide täuschen nicht mehr und können sich auf die Dauer nicht mehr in sonstigem Ansehen erhalten; die undichterischen

Lieder, welche eine sehr trockene, geistesarme Zeit vorzüglich bei uns eingeführt hatte, werden immer mehr aus unsern Kirchen hinausgewiesen, wogegen der Geschmack an dem alten Schrot und Korn wieder erwacht und die hohe religiöse Bedeutung der Tonkunst wieder gefühlt wird." — Innerhalb der theologischen Wissenschaft, in dem weiten Umkreis der evangelischen Geistlichkeit war dem Aufheben der alten Schlagbäume, welche die Confessionen trennten, längst das Wort geredet. Schon im achtzehnten Jahrhundert verschwägerten sich die höchsten lutherischen und reformirten Geistlichen Berlins, Spalding und Sack, und ganz natürlich war bei der Spannung gegen viel schärfere Gegensätze, gegen frivolen, platten Sinnengenuß in die Frömmigkeit der Laienkreise, der bürgerlichen und der höchsten, der gleiche Geist der Duldung und Toleranz eingezogen. Insonderheit gehörte es auch zu der Erbweisheit des hohenzollernschen Hauses, seit es sich zu der Reformation bekannte, einen Weg der Versöhnung der schroffen Gegensätze zu suchen. Seit der Kurfürst Siegismund aus innerem Drange die Partei der Reformirten ergriffen hatte, seit nach den Tagen kläglicher Unentschiedenheit der große Kurfürst in großartigem Style Bahn gebrochen hatte, um an Stelle Sachsens, des abtrünnigen, Schwedens, des machtlos gewordenen, die Stelle als Hort des Protestantismus auszufüllen, seit den Tagen unendlicher Toleranz unter Friedrich dem Großen und schwerer Gewissensnoth unter seinem Nachfolger, hatte Friedrich Wilhelm III. für seine Person es schwer empfunden, mit seiner lutherischen Gemahlin, der unvergeßlichen Luise, nicht zu demselben Altar treten zu können: bei der Einsegnung des Kronprinzen, als der neue Odem der Befreiung des Vaterlandes durch die Welt zog, hatte er noch bekannt, es wäre besser, wenn die Geistlichen beider Confessionen mit einander verbunden wären. Nun im Frühjahre 1817 will Eylert bei einem Spaziergange mit dem Könige in Paretz den Gedanken angeregt haben,

die Säcularfeier der Reformation durch die Ausführung der Union zu verherrlichen. Der König forderte verschiedene Gutachten ein und gab alsdann, wie einst für Hippel zum „Aufruf an mein Volk", dies Mal für Eylert, die Ideen an zu jener bekannten Cabinetsordre vom 27. September 1817 über die Vereinigung beider Schwesterkirchen, als deren Besiegelung die gemeinsame Abendmahlsfeier am Reformationsfest mit dem Ritus des Brodbrechens gelten sollte. Hat eine spätere einseitig confessionelle Richtung den Sinn der Cabinetsordre mißdeutet, hat sie gar gewagt von revolutionärem Vorgehen des Stifters der Union, von einem Anbefehlen derselben von oben her zu reden, so haben dergleichen Leute nie bedacht, wie die Union aus dem innersten Schooß der protestantischen Kirche und Theologie damals geboren wurde und mit welcher Behutsamkeit man von den maßgebenden Stellen in diesen Dingen des Glaubens, die sich nicht anbefehlen lassen, vorging. Davon gab auch die Berliner Kreissynode Zeugniß, auf welcher im Herbst die reformirten und lutherischen Geistlichen tagten. Schleiermacher war einstimmig zum Präses ernannt, der Propst Hanstein erbot sich zum Schriftführer. Jener war es auch, der im Auftrag der Synode die oft übersehene Aufforderung an die Gemeinden (vom 29. October) verfaßte, das Jubelfest der Reformation durch gemeinschaftliche Abendmahlsfeier zu begehen, wie auch die Synode selber es thun werde. Es sollten die Gewissen in keinem Fall durch solchen Vorgang beherrscht werden. Auch sollte keine Entscheidung über die Wahrheit einer der verschiedenen Auslegungen der Abendmahlsworte getroffen werden. Je mehr Eifer im Christenthum wieder rege werde, umsomehr sollten auch diese Verschiedenheiten wieder hervortreten, nur daß die Thatsache anerkannt bleibe, daß Christen von beiden Meinungen einträchtig und andächtig das Mahl des Herrn genießen können. Eine dritte Kirche zu bilden liege nicht in der Absicht: Niemand ändere seinen Glaubensstand durch Betheiligung am Abendmahl.

So sprach die Synode in großer Weisheit, um das nach Gottes Weisung begonnene Werk der Union in die Gemeinden einzuführen. Am 31. October feierten die Geistlichen Berlins in der Hauptkirche St. Nicolai zu allgemeiner Erhebung das erste gemeinsame Abendmahl, der König nahm es in der Hofkirche zu Potsdam aus Eylerts Hand. Schleiermacher hatte insonderheit noch am 3. November als Decan der theologischen Facultät in einer lateinischen Rede, zu der Böckh noch den letzten Putz gemacht hatte, den Tag der Lutherthesen zu feiern und that es in der fröhlichen Hoffnung, daß die Zwistigkeiten der Väter fortan in den Strom der Lethe würden versenkt sein, daß die Verfassungbildung rüstig vorwärts schreiten und die Lehre der Kirche durch den Rückgang auf die Quellen der heiligen Schrift, durch Kritik und Exegese vor allem französischen und englischen Skepticismus werde sicher gestellt werden: Luther sei ja auch ein Professor gewesen, man dürfe auf keines menschlichen Meisters Worte schwören, müsse vielmehr jedes Joch der Art abwerfen.

Von Norden und Süden erhob sich, trotzdem auch in manchem anderen deutschen Lande die Union proclamirt wurde, eine heftige Opposition gegen das Vorgehen des preußischen Kirchenregiments. Claus Harms, in blindem Eifer, protestirte mit neuen 95 Thesen von Kiel aus gegen diese „Copulation", durch die man die lutherische Kirche arm machen wollte, und drohte mit einem Wehe, wenn Luthers Gebein wieder lebendig werde. Vernunft und Gewissen bezeichnete er als den Antichrist und Papst unserer Zeit, indem er den Abfall vom Glauben beklagte. Es war wunderlich — Schleiermacher sagte in vertrauten Briefen auch: heuchlerisch und boshaft, — daß ein in seinen bisherigen Werken und auch späterhin als Rationalist auftretender sächsischer Hofprediger, von Ammon, gleichfalls in diesen Ton einstimmte, als sei er berufen das lutherische Bekenntniß zu retten. Man kann den Spott, den er über jene Reformationsfeier ergoß,

nur aus dem antipreußischen Gefühl erklären, das nach den letzten Kriegsereignissen in dem „Dresdener Papst", wie Schleiermacher ihn scherzend nannte, sich regte: er meinte die Brüderumarmungen in Berlin seien rasch gekommen, manche Gelehrte hätten seit ihrer ersten Communion nach Jahren erst jetzt wieder communicirt; die Lorbeerkränze, die Kirchenparade, ja auch die Doctorhüte, die an so würdige Männer wie Immanuel Nitzsch, Hermes und Geibel vertheilt waren, hechelte er durch. Er entging dafür seiner „Beize" nicht. Schleiermacher setzte sich eine Woche lang hin und ließ von seinem Schreibtisch aus den scharfkralligen Falken seiner Kritik auf den sächsischen Rationalisten los und zupfte ihm seine letzten Schwungfedern aus. So entstand sein „Sendschreiben an den Herrn von Ammon", das neben dem an den Geheimrath Schmalz am unbarmherzigsten mit dem Gegner umgeht. Es lag Schleiermacher vor allem daran, in seinem Haß gegen allen kirchlichen Despotismus die Sache der Union rein und ungetrübt durch allerlei unlautere Elemente zu erhalten: und darin traf er mit dem Sinne des edlen königlichen Stifters der Union ganz zusammen. Abendmahlsgemeinschaft und Gemeinsamkeit des Kirchenregiments waren ihnen die wesentlichen Elemente der neuen Stiftung, und wenn man es schwer gefunden hat, zu sagen, was die Union eigentlich sei, so hat man die Schwierigkeiten oft genug sich größer vorgestellt, als sie sind. Es ist aber nicht schwerer, als zu sagen, was Lutherthum ist oder reformirte Lehre, oder wenn man will, es ist gleich schwer und gleich leicht. Denn wenn der Unterschied beider Confessionen bestimmt werden soll, muß immer auch die fundamentale Zusammenstimmung anerkannt werden. Darauf haben die Besten damals die Erneuerung der Kirche in aller Freiheit gründen wollen. Indeß der Weg vom Wollen bis zum Vollbringen ist weit. Das Dazwischentreten der königlichen Organe verdarb Manches, indem man mit mehr oder weniger

moralischem Druck die Vereinbarung herbeizuführen suchte, wo doch die reinste Freiwilligkeit herrschen sollte. Auch die Vermögensverhältnisse der Gemeinden, die verschmolzen wurden, bereiteten Schwierigkeiten, ganz abgesehen von dem Ungewitter, das am politischen Himmel heraufzog und sich nicht blos über die Männer der Wissenschaft entlud, sondern auch die kaum aufgesproßten Saaten der kirchlichen Verfassungbildung, noch ehe sie Frucht getragen hatten, auf lange Jahre ganz vernichtete.

17.

Schleiermachers Familien- und Freundeskreis; seine wissenschaftlichen Leistungen.

Schleiermacher war der Gatte eines innig geliebten, noch jugendlich frischen Weibes geworden. Mit dem Fortschritt der Jahre hob sich das töchterliche Verhältniß wie von selber auf. Er war ja Vater zunächst für die von ihr zugebrachten beiden Kinder erster Ehe. Das Einverständniß der Liebe ward durch die Stürme des Lebens — wir hörten davon in den Zeiten der Kriegsgefahr — nicht geschwächt, sondern befestigt. Es freute sich die Gattin sonderlich der Ferien, wenn der Drang der Geschäfte verstattete, mehr einander anzugehören, namentlich auf Reisen, die das Paar den herrlichen Rheinstrom hinauf oder nach Thüringen führten. Auch nach Hamburg und Schweden oder in den Harz, ins schlesische und baierische Gebirgsland zog Schleiermacher allein oder mit Freunden. Zu Berlin hatten sie ihre Wohnung einmal in der Kanonier-Straße, später in der Wilhelms-Straße Nr. 73 bei Reimer, und Schleiermacher war froh, wenn ihm seine Schriftstellerei so viel eintrug, um die Miethe aufzuwiegen. Persönlich litt er in seiner leiblichen Gesundheit seit langen Jahren, ja schon als Kind an einem heftigen Magenkrampf. Das führte ihn auf Antrieb der Gattin zu magnetischen Curen, und als sie mit einer Somnambüle, einer Frau Fischer

bekannt geworden, veranlaßte sie deren Aufnahme in ihr Haus, in dem dieselbe bald die Bedeutung eines solchen Principes gewinnen sollte, wie einst Sokrates in der Stimme seines Dämonions verehrt hatte. Innigste Liebe durchzog wie köstlicher Nardenduft das Familienleben Schleiermachers. Im August und September 1817, als gerade seine Schwester Nanny mit Ernst Moritz Arndt Hochzeit machte, leuchtete während einer Reise ins Thüringer Waldgebirge, für welche er an dem Hallischen Freunde Blank einen mit der Mineralogie und mit Italiens Poesie gleich vertrauten Gefährten gewonnen hatte, die zärtliche Hingebung an sein daheimgebliebenes Weib noch recht auf. Er hatte sich der Thränen nicht enthalten können, als ihr Brief kam, aber es waren lauter Freudenthränen; er dachte schon daran, um mehr in der Natur und für sie zu leben, sich auf eine Landpfarre setzen zu lassen, hätte ihm nicht noch vieles vorgelegen, was zu leisten er schuldig zu sein glaubte, gerade jetzt kurz vor dem Reformationsjubiläum. Eigen muthete es ihn an, als er in der Brüdergemeinde Ebersdorf weilte, und er ließ der alten Schwester Lotte, die in seinem Hause lebte, besonders von seinen Empfindungen berichten. Der größte Theil seiner Jugend und der entscheidende Moment für seine ganze Entwicklung stand vor ihm. So wenig er noch sich im Stande fühlte in der ängstlichen Beschränkung einer Brüdergemeinde zu leben, es wehte ihn doch das einfache stille Leben in seinem Gegensatz gegen die eitle und geräuschvolle Welt auf eine solche Weise an, daß er dachte und fühlte, es könnte, dem Geist der Zeit gemäß umgebildet, etwas ganz herrliches und beneidenswerthes sein. „Zwei Mal" — so schrieb er seiner Frau — „habe ich von Dir geträumt. Liebes Herz, immer habe ich dich ungeheuer lieb, und es vergeht wohl nicht leicht eine Stunde am Tage, wo ich Deiner nicht bestimmt gedächte." Auch seine Gattin ging in den Ton der Brüdergemeinde in späterer Zeit wohl ein, in jenen Ton,

der für Schleiermacher wie eine Zurücksetzung der Offenbarungen des Vaters klang, wenn immer nur der Heiland als der Schöpfer Himmels und der Erde im Gebete angerufen wird. Mit freundlichem Worte führte er sie auf den Weg zurück, der ihm der rechte war, und neidlos sah er, wenn sie, gleich Anderen seiner sonntäglichen Hörer, auch an Anderer Predigten sich gern erbaute. „Was er hat" — so sprach er wohl über den gottseligen Hermes, den Manche gern aufsuchten — „ist mir nicht gegeben."

Sorglich nahm er sich auch der Kinder an, die ihm aus der ersten Ehe zugebracht waren; das zeigen noch seine letzten Lebensjahre, als der Sohn zu Aachen in die juristische Laufbahn eintrat. Hohe Freude war ihm beschеert, seit ihm ein Sohn, den er Nathanael taufte, im Jahre 1820 geboren war. Aber in seinen Wurzeln erschüttert stand er da im Jahre 1829, als er den herrlich gedeihenden, mit reichen Geistesgaben ausgerüsteten, freundlichen Knaben in ein frühes Grab betten mußte. Er hielt ihm selber die Grabrede. Er hatte keinen Trost nach sonstiger Art, daß der Knabe etwa nun allen Gefahren dieser Welt entrückt sei: als Diener des Wortes Gottes in freudigem Geist und Sinne hoffte er immer mehr Heiligung im Fortschritt der Weltgeschichte. Auch die Bilder von der fortbestehenden Gemeinschaft zwischen Todten und Lebendigen ließen dem an die Schärfe und Strenge des Gedankens gewöhnten Manne tausend unbeantwortete Fragen. Er stand allein auf dem bescheidenen, aber doch so reichen Wort der Schrift: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden" und auf dem kräftigen Gebet des Herrn: „Vater ich will, daß wo ich bin auch Die seien, die du mir gegeben hast." Das Leben ging ihm seitdem wohl im alten Zuge fort, nur langsamer und schwerer.

Um sein Haus sammelte sich aber auch ein voller Kreis von Freunden. Trotz seines berufenen scharfen, sarkastischen Witzes entfaltete sich der ganze Zauber seiner persönlichen Liebenswürdigkeit bis hin auf die Höhe seines Ruhmes und seines Alters,

einfach und ungekünstelt, immer dem Zuge der eigensten Natur gemäß, in kindlicher Reinheit und in weiblicher Zartheit, in mannhaftem Zorn und in vernichtender Ironie: denn auch dies gehörte zu seiner Natur, daß er die Lauge beißenden Spottes über die Erbärmlichkeiten der Zeit auszuschütten verstand. Aus allen Kreisen in Civil und Uniform sammelten sich seine Freunde: die mit bedeutenden Männern besetzte Universität, die Collegen im geistlichen Amt stellten eine Reihe befreundeter Geister wie Neander, Pischon, Wolf, Böckh, Buttmann, Lachmann — kühler war das Verhältniß anfangs zu Fichte und auch zu de Wette. Die Schaar der Schüler, die zu seinen Füßen in dem Hörsaal oder in der Kirche gesessen hatten, die seinen Einfluß zum Theil wie eine Art von Druck empfanden und sich ganz in seinen Gedankenkreis bisweilen gebannt fühlten, wuchs allmählich heran: Männer wie Twesten, C. H. Sack, Lücke, Bleek, Jonas, Alexander Schweizer zählten dazu; Immanuel Nitzsch, der ihm persönlich nicht nahe gerückt war, galt ihm doch als der Mann, von dem er am liebsten gelobt und getadelt werde.

Eine bedeutende wissenschaftliche Arbeitskraft war in ihm der Berliner Universität gewonnen. Als Niebuhr ihn gleich zu Anfang seiner Thätigkeit daselbst über griechische Philosophie vortragen hörte, bekannte er, so Manches er auch an der Auffassung auszusetzen hatte: „Ich bin überzeugt, daß keine andere Universität in Deutschland etwas Aehnliches hat." Wie beim Predigen, so hatte er auch bei den Vorlesungen genug, wenn er seinen „Zettel" für jede Stunde gemacht hatte, und Schwaben, wie David Strauß, waren über den freien Vortrag verwundert, der in leichtem Spiel alle Windungen der schwierigsten Gedankengänge vollzog, während man in Tübingen an die schweren gediegenen Collegienhefte, die mit Ernst und Nachdruck vorgetragen wurden, gewöhnt war. Schleiermachers letzthin gedruckte Vorlesungen über das Leben Jesu, die Strauß seiner

Zeit auch fleißig excerpirt hatte, ehe er an sein bekanntes Werk sich wagte, vergegenwärtigen am besten den akademischen Vortrag, der von allen Theilen Deutschlands die Studirenden eine Zeit lang nach Berlin zog. Es war niemals Schleiermachers Absicht gewesen, weder als Philosoph noch als Theolog, eine Schule zu stiften, und es ist insofern auch nicht gelungen, als seine Schüler nach rechts und links hin, oft auf ganz entgegengesetzte Standpunkte aus einander gegangen sind, ohne doch die Dankbarkeit gegen den Lehrer zu verleugnen, der das in ihnen gewirkt hatte, was er wollte: nämlich anzuregen zu eignem, in sich selber harmonischen Geistesleben. Es war nicht Vielen gegeben, gleich ihm eine gleichschwebende Mitte aller der Elemente, die im menschlichen Leben ein Recht haben, zu gewinnen und festzuhalten, wie immer auch Verkennung und Lästerung ihm mitspielten entweder wegen des „dumpfen Mysticismus“ oder des „aufgeklärten Nationalismus„ oder der „feigen Halbheit, die sich zwischen zwei Stühlen niedersetzt.“

Seine wissenschaftlichen Werke, die uns zum Theil durch die Sorgfalt seiner Freunde erhalten sind, bestehen außer in den schon oben erwähnten Predigtsammlungen in einer Reihe philosophischer und in einer Reihe theologischer Schriften. Am vollendetsten ausgearbeitet sind die von ihm selbst noch herausgegebenen Bücher, namentlich eine Menge kleiner Abhandlungen und Reden, die er als Secretär der Akademie der Wissenschaften (eine Ehre, die Geistlichen selten zu Theil geworden ist) vorgetragen hat. Lassen wir in der Kürze diese Werke in der Folge vorüberziehen, wie Schleiermachers philosophisches und theologisches Denken sie zu einem harmonischen Ganzen zusammenfaßte.

In der Philosophie wollte er, wie die beiden größten Denker der Griechen, Plato und Aristoteles, von einer Wissenschaft ausgehen, die den Geist alles anderen speculativen Wissens darstellte (denn das Gebiet der Erfahrung und der Geschichte

sonderte er streng von der Philosophie). Das war ihm die Dialektik, eine Logik und Metaphysik, welche von den höchsten Principien des Seins und des Erkennens handelte. Seine Vorlesungen darüber sind von seinem Schüler Jonas herausgegeben. Der Leib für diese Seele alles Denkens waren ihm dann die Physik, die Naturphilosophie, und die Ethik, die Sittenlehre. Von der Physik zu handeln, war seines Amtes nicht; aber die Sache selber berührte er doch an verschiedenen Orten, namentlich in einer Abhandlung über Natur- und Sittengesetz, die viel scharf Gedachtes enthält. Auch seine erst vor einigen Jahren herausgegebene Psychologie behandelte er zum Theil wie eine Art Naturwissenschaft, indem er viele feine Beobachtungen über die Temperamente der Menschen, über den Unterschied des Heroischen und Genialen, der Geschlechter und Lebensalter darin niederlegte. Daß er der Sittenlehre seit seinen Studentenjahren besondere Aufmerksamkeit zuwendete, wissen wir. Alexander Schweizer und Twesten haben Ausgaben der philosophischen Ethik besorgt, deren drei Haupttheile sich leicht an den drei akademischen Abhandlungen Schleiermachers über das höchste Gut, über die Tugend und über die Pflicht merken lassen. Er theilte das sittliche Leben schon in seinen „Grundlinien zur Kritik der bisherigen Sittenlehre“ nach diesen drei Begriffen ein, von welchen der erste die Totalität der Vernunft in ihrem Handeln auf die Natur als einen sittlichen Organismus darzustellen hat, der zweite das Kraftsein der einzelnen Vernunft in idealer, wie zeitlicher Erscheinung, der dritte die Bewegung des ethischen Processes, die Einheit von Moment und That. Weil die Ethik alles Handeln der Vernunft darstellt, ist sie nach Schleiermacher auch die Stammmutter all der anderen Wissenschaften, die sich im Bereich des Geistes ausgebildet haben. So hat er denn auch Vorlesungen über Pädagogik, über Politik und Aesthetik gehalten, die uns durch den Druck zugänglich geworden sind

und allenthalben den ungewöhnlichen Reichthum seines Geistes darlegen, Zeugnisse von seinem psychologischen Scharfblick für das allmähliche Wachsen und Werden des Menschen bis zur höchsten Stufe der Bildung, Zeugnisse von seinen Idealen für die freie, volksthümliche Gestaltung der Staaten, Zeugnisse von seinem offnen Auge für das Reich der Schönheit und der Kunst.

Auf dem Gebiete allgemeiner Wissenschaft liegt noch, was Schleiermacher an historischen Forschungen geliefert hat. Dahin gehören außer seiner Uebersetzung des Plato und den musterhaften Einleitungen zu den einzelnen Dialogen seine Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Abhandlungen über einzelne Philosophen der Griechen, wie Heraklit den Dunkelen und Andere, Beweise nicht blos für sein eindringendes Verständniß der antiken Bildung, sondern auch für die tiefe Würdigung des Christenthums, denn das betonte er vornehmlich, daß Christus auch einen Wendepunkt im denkenden Leben der Menschheit gebildet hat. Einige andere Reden beschäftigen sich mit Friedrich dem Großen, Leibnitz, Spinoza u. s. w.

Indeß mit Leib und Seele war Schleiermacher doch Theolog. Für diese positive Wissenschaft als sein eigentliches Fach hat er schon früh die Grundlinien gezogen, nach welchen er den ganzen großen Bau ausgeführt wünschte und zum Theil auch selber ausgeführt hat. Er hat sich nie vermessen, ein Reformator der Kirche wie Luther sein oder werden zu wollen. Er hat bescheidenen Sinnes sich stets als einen Sohn der Reformation bezeichnet und gefühlt. Aber gegenüber den gespannten Gegensätzen des letzten Jahrhunderts, gegenüber den Extremen des Rationalismus und Supranaturalismus hat er eine reformatorische Bedeutung, indem er die frisch sprudelnden Quellen des reformatorischen Geistes wieder aufgrub und jenen Angelpunkt, an welchen Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin ihre Hebel ansetzten, von neuem aufsuchte, daß nämlich das Bedürfniß der

gläubigen Gemeinde, das Recht des allgemeinen Priesterthums ganz andere Dinge sind als die Bedürfnisse der Scholastik, als die Rechte der gelehrten Schultheologie. Religion und Theologie sind zwei grundverschiedene Gebiete, es kann Jemand viel Religion und wenig Theologie, ein Anderer wenig Religion und viel Theologie haben: das waren für Schleiermacher die stets gegenwärtig gehaltenen Grundsätze, nach welchen er die bisherigen Entwicklungen der Theologie bemaß. Wer aber Theologie studiren wollte ohne religiöses Interesse, den wünschte er lieber fern gehalten vom Studium der Theologie und der Führung des geistlichen Amtes. Viel mehr in das Leben der Gemeinde eingetaucht, viel mehr mit der Vergangenheit der evangelischen Kirche verwachsen, in mehr historischer Haltung, als Manche denken, steht seine Theologie auf der Grenzscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, ja freilich mit dem Bewußtsein, daß es auch einen Fortschritt und eine Vertiefung der Erkenntniß der ewigen Heilswahrheiten giebt und kein anderer Meister dagewesen oder zu erwarten ist, als der Anfänger und Vollender unseres Glaubens, Jesus Christus.

Auf wenigen, inhaltsschweren Blättern hat Schleiermacher im Jahre 1810 eine „kurze Darstellung des Studiums der Theologie“ entworfen, die er zwanzig Jahre später noch einmal mit Verbesserungen herausgab. Er unterschied drei Haupttheile: die philosophische, die historische und die praktische Theologie. Von der philosophischen Theologie verlangte er eine Darstellung des eigenthümlichen Wesens des Christenthums, namentlich wie es sich auf der Stufe des Protestantismus gestaltet hat, darum bedürfe es nach Außen hin einer Apologetik, d. i. Vertheidigung betreffs der Begriffe Offenbarung, Wunder, Inspiration und dergleichen, und nach Innen hin einer Polemik d. i. Ausscheidung krankhafter Richtungen, wie Indifferentismus, Separatismus u. s. w. Er selber hatte

eine Freude daran, daß einer seiner Schüler, C. H. Sack, Hand an die Ausführung dieser Arbeiten legte, wiewohl er nicht auf gleiche Weise den Beweis aus den Weissagungen des Alten Testamentes sich aneignen mochte. Auch bei den Heiden wollte er (nach einem Briefe an Sack nach Bonn vom 26. März 1831) alle aus dem Bedürfniß der Erlösung hervorgegangenen Institutionen wenigstens als solche Schatten- und Vorbilder (Hebr. 10, 1) anerkannt wissen: „Alles dies entwickelt sich aus der Differenz, daß ich nur Eine göttliche Offenbarung in Christus annehme, Sie noch eine besondere in der Schrift, die für mich in dieser Hinsicht gar nichts Primitives ist. Auf diesem Punkte aber stehe ich unerschütterlich nicht nur für mich fest, sondern ich möchte auch alles Mögliche thun, um ihn Andern so klar zu machen, wie er mir selber ist, weil ich überzeugt bin, daß wir dann erst auf dem rechten Fundament evangelischer Theologie stehen."

Den eigentlichen Leib der Theologie als einer positiven, durch den Zweck der Kirchenleitung erheischten Wissenschaft bildete aber für Schleiermacher die historische Theologie im weitesten Sinn. Sie zerfällt in drei Theile, je nachdem der für alle Zeiten normale Zeitraum des Urchristenthums oder der bisherige Verlauf oder die Gegenwart Gegenstand der Darstellung wird. Der exegetischen Theologie nämlich fällt die Erörterung der heiligen Urkunden zu, welche von der Stiftung des Christenthums Zeugniß ablegen, und um des historischen Zusammenhangs willen hat man natürlich auch das Alte Testament herbeizuziehen. Es springt in die Augen, welche Ehrfurcht nach Schleiermacher dem Kanon der heiligen Schriften gebührt, da er darin die Norm für das Wesen des Christenthums für alle Zeiten anerkennt. Wohl hat er das Alte Testament nicht zum Gegenstand seines Faches zu machen Anlaß gehabt; aber einige seiner Predigten geben über seine Art, Abrahams Glauben, Jakobs Gebetskampf aufzufassen, ausreichend Bescheid; de Wette's Kritik bezeichnete

er gelegentlich wohl als sehr neologisch. Daß dagegen die historische Wissenschaft eine andere Aufgabe in der Schrift finde, als die erbäuliche Betrachtung, war ihm von jeher klar, und seine Arbeiten über das Neue Testament geben den Beleg, wie er diese Aufgabe verstand. In seiner Hermeneutik und Kritik gab er die Regeln an für das Verständniß aller Sprache, insonderheit der neutestamentlichen. Von den Evangelien hatte er besondere Vorliebe für das des Johannes und in seiner Einleitung in das Neue Testament schützte er dessen geschichtlichen Werth in einer noch heute nicht widerlegten Weise gegen die Bedenken Bretschneiders. Mit glücklichem Griff zeigte er, gerade als für de Wette's Stellung in Berlin Gefahr drohte, mit einer schönen Widmung an denselben, die ihm ein Schirm und Schutz sein sollte, an dem Evangelium des Lucas, daß dasselbe auf Grund verschiedener Quellen zusammengearbeitet sei, und unterzog das älteste Zeugniß, welches ein Mann des zweiten Jahrhunderts, Papias, über die beiden Evangelien des Matthäus und Marcus abgelegt hat, einer eingehenden Kritik. Wir sind jetzt auch im Besitz seiner Vorlesungen über das Leben Jesu, in welchen er das eigentliche Geschichtsbild des Heilandes nach den Grundsätzen der Geschichtschreibung zu entwerfen versucht hat: er sucht sich eine Mittelstraße zwischen jenem rationalistischen Wege, die Wunder durch natürliche Erklärung oder durch die bekannte „Baggermaschine" des Mythus fortzuschaffen, und jenem das menschliche Bewußtsein und Thun Christi verkürzenden Verfahren, wonach ein auf Erden incognito wandelnder Gott nur den Schein des Menschseins an sich getragen haben würde. Er weiß, daß er ein übernatürliches Wesen darstellt, aber ein solches, das ganz in das geschichtliche Leben und Werden der Menschheit eingegangen ist; er will sich den heiligen und sündlosen Erlöser, nach dem der Glaube verlangt, nicht nehmen lassen, sondern auch auf geschichtlichem Wege

bestätigen, daß jeder geschichtliche Moment im Leben desselben urbildlich gewesen sei, jeder urbildliche Moment auch wirklich geschichtlichen Werth hatte. Es liegt ihm daran auch das Leben des Auferstandenen als ein wirklich geschichtliches zu denken, darum setzt er mit Abweisung jener Theorien vom Scheintod Jesu oder von visionären Erscheinungen eine nie wiedergekehrte Wirkung Gottes voraus, die den Lebensfunken in dem Todten wieder anfachte. Man kann wohl denken, daß die streitenden Parteien bei Lebzeiten Schleiermachers und jetzt sich in viele seiner Auffassungen nicht schicken konnten, bald galten sie als zu freisinnig, bald als zu engherzig, er schien im Halben zu bleiben. Von den neutestamentlichen Briefen hatte er noch in Halle den ersten Brief an Timotheus schon beanstandet, als nicht im Style des Apostels Paulus geschrieben, auch eine halbe Maßregel für Solche sowohl, denen damit der Kritik zu viel, als für Solche, denen zu wenig geübt zu sein scheint.

Im zweiten Theil der historischen Theologie, in der eigentlichen Kirchengeschichte erzählte Schleiermacher den bisherigen Verlauf: die Vorlesungen, die er darüber hielt, sind zum Druck befördert und zeigen nicht minder den Sinn für die Ueberschau der Entwicklung im Großen, als für die Bedeutung der einzelnen Personen und Thatsachen. Daß ihn insonderheit die Entwicklung der Lehren anzog, ist aus seiner philosophischen Neigung erklärlich. Höchst Bedeutendes leistete er in einigen Abhandlungen für die Erkenntniß des Gegensatzes zwischen Sabellius und Athanasius betreffs der Trinität und für die Fassung der Erwählungslehre, die er im Gegensatz zu der rationalistischen Verwerfung im wohlverstandenen Sinn Calvins festzuhalten trachtete. Er brachte damit Streitfragen wieder in Anregung in dem bestimmten Unionsbewußtsein, daß je lebendiger die Frömmigkeit sich wieder entfalte, auch die alten confessionellen Gegensätze wieder lebendig werden müßten, nur daß man sie jetzt

rein auf dem Gebiete der theologischen Schule zu belassen und die Gemeinden nicht in den Streit hineinzuziehen habe, wie in den Tagen von Nicaea und Marburg.

Der dritte Theil der historischen Theologie sollte die gegebenen Zustände darstellen, nach Seiten der Lehre und der gesellschaftlichen Verhältnisse: für letztere setzte Schleiermacher das Fach der Statistik an, das ihm natürlich mehr als blos Zahlen und Namen umfaßte, da er den zukünftigen Pfarrern in seiner Vorlesung (1826) ans Herz legte (und nicht vergeblich), die Vergangenheit ihrer Gemeinden im Zusammenhang mit der Kirchengeschichte ihres Landes fleißig zu erforschen; für die erstere sollte die systematische Theologie sorgen. Er verstand darunter ebensowohl die Glaubens- als die Sittenlehre des Christenthums, beide auf das innigste mit einander verbunden; die Scheidung von christlichem Glauben, der nicht zugleich sittlich sich wirksam erweise, von christlicher Sittlichkeit, die nicht aus dem Glauben komme, erschien ihm als Widerspruch gegen den Geist des Christenthums. So freute er sich des Versuches von Nitzsch, „das System der christlichen Lehre" als solche Einheit des Dogmatischen und Ethischen darzustellen. Er selber hat aber in seinen Vorlesungen beide Fächer gesondert vorgetragen und die Glaubenslehre 1821 in zwei Theilen (und nochmal begleitet von zwei Sendschreiben an Lücke 1831) selbst zum Druck befördert während die christliche Sitte von Jonas aus dem Nachlaß edirt ist.

Dreihundert Jahre waren gerade verflossen, seit Melanchthon die erste Dogmatik des noch ungetheilten Protestantismus schrieb. Hier nun trat im Sinne der Union eine Glaubenslehre hervor, ein Meisterwerk, wie es lange nicht dagewesen war, das im Anschluß an den Beweis aus der Schrift und aus den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche auf wahrhaft classische Art den positiven Gehalt der Heilswahrheit darlegte und mit einer

reinen, präcisen, dialektisch gebildeten Sprache an die Lösung der höchsten Räthsel des Daseins und Denkens sich wagte. Nichts was die großen Denker des Mittelalters, Augustin, Anselm, nichts was die protestantischen Größen, Luther, Calvin, Gerhard von wahrhaft Werthvollem gedacht hatten, sollte verloren gehen, um die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu erforschen, und so innig vertraut der Verfasser mit den Erträgen alter und neuer Philosophie sich zeigte, so unerschütterlich ihm der Freundschaftsbund zwischen lebendiger Frömmigkeit und dem Suchen nach Weltweisheit feststand: er legte doch den größten Werth auf eine saubere Unterscheidung des religiösen und des eigentlich speculativen, philosophischen Gebietes. Das Wort, das ihm bei der zweiten Auflage erst durch einen Gegner in den Mund gelegt wurde, das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl bezeichnete ihm den religiösen Ausgangspunkt: er meinte damit, daß der Mensch sich allein schlechthin abhängig fühlen könne von dem, der allein schlechthin ist, von dem lebendigen Gott, sonst aber immer das Gefühl relativer Abhängigkeit und relativer Freiheit gegenüber den Weltwesen habe. Specifisch christlich aber ist dies Abhängigkeitsgefühl noch keineswegs, vielmehr der Gegensatz von Sünde und Gnade, von eigner Schuld und Erlösung durch Jesum von Nazareth ist das eigentlich Christliche. Eine wissenschaftliche Beschreibung der frommen Gemüthszustände der Christen lag in Schleiermachers Absicht, und selbstverständlich war es ihm, daß mit diesen Thatsachen des Bewußtseins auch das Sein und Wesen Gottes, wie das der Welt mitgesetzt werden müsse. Es waren ihm die Einwendungen von rationalistischer und speculativer Seite her, namentlich von Baur nahezu unverständlich, daß er ja damit nur einen idealen Christus, wie ihn das fromme Gefühl aus sich selber bilde, schildern könne. Denn er faßte die Gemüthszustände des Frommen, wie die ganze Religion als historische Thatsachen. Er schrieb einmal (im Jahr 1825 schon) an Sack

nach Bonn: „Wäre die Affection nur ein Traum, so hätten Sie Recht, daß deren Uebertragung in die Rede keine objektive Wahrheit haben könnte. Aber die Affection ist ja eben die Wirkung des Göttlichen in Christo, und das ist ja eben das Objective. Das Wort Joh. 1, 14 (das Wort ward Fleisch und wir sahen seine Herrlichkeit) ist der Keim alles Dogma und giebt sich selbst nur als in Rede übertragene Affection. Ja auch was Christus selbst von sich sagt, wäre keine christliche Wahrheit, wenn es sich nicht sogleich an der Affection bewährt hätte. Diese ist also und bleibt das Ursprüngliche und alles Andere ist nur abgeleitet. Die wirksame d. h. auf eine bestimmte Art afficirende Erscheinung Christi ist die wahre Offenbarung und das Objective. Von jedem anderen Zeugnisse gilt dasselbe, was die Samariter von der Frau und ihren Worten sagen. Wer aber nicht glaubt, daß ich nicht an dem historischen Christus festhalte, hat auch kein Wort von meinem Buch und meiner Methode verstanden. Sollte aber wohl ein verständiger Mensch dadurch irre geführt werden, daß in der Dogmatik das Historische nur vorausgesetzt, nicht vorgetragen wird? Das sollte ich kaum denken." Unleugbar bot die Dogmatik Schwierigkeiten für das Verständniß, sie löste alte Räthsel, gab aber auch neue auf: darin lag zum guten Theil ihre Anziehungskraft und ihr Reiz, denn es lohnte sich auch durch die härtere Schale hindurchzudringen bis zum Kern der Nuß und in das Mark des Weizens, und mit durstigen Zügen trank eine von der Wissenschaft begeisterte Jugend an den neu eröffneten Brunnen der Weisheit.

Anziehend mußte auch der Vergleich für Viele, die das lebendige Wort vernahmen, sich gestalten zwischen der philosophischen Dialektik und der theologischen Dogmatik, zwischen der speculativen Ethik und der christlichen Sittenlehre. In der letzteren hat Schleiermacher das christliche Handeln unter einer Fülle von neuen Gesichtspunkten dargestellt, wie es unter dem

Gegensatz von Lust und Unlust sich entfaltet oder ohne denselben: es ist ihm ein Hauptgesichtspunkt, daß es fort und fort ein reinigendes, reformatorisches Handeln in der Kirche geben müsse, und es freute ihn sonderlich, als er einst den Versuch gemacht hatte, alles Handeln aus dem Standpunkt des kirchlichen Gemeinlebens aufzufassen.

Für die Krone der Theologie erklärte Schleiermacher aber von jeher die praktische Theologie, innerhalb deren er sich auch nach den verschiedensten Richtungen hin bewegte. Seine Vorlesungen darüber sind uns gleichfalls erhalten und bekunden, wie er diese Kunstlehre, welche zur Leitung der Kirche dienen soll, je nach dem engeren oder weiteren Kreise als eine solche, die sich auf den Kirchendienst, oder als eine solche, die sich auf das Kirchenregiment bezieht, unterschiedlich ausbildete und vortrug. Für alle Disciplinen gab er im eignen Amte wohl erprobte Regeln, sonderlich auch für die Homiletik, die Predigtkunst, und für die Verfassungsbildung der Kirche. Eben hierauf wies ihn der ganze Charakter der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens mit besonderem Nachdruck hin.

18.

Die Demagogenverfolgung.

Man weiß, welcher kalte, tödtlich wirkende Nachtfrost die verheißungsvollen Blüthen des jungen Völkerfrühlings traf. Es war nicht einseitig die Schuld der Völker, nicht einseitig die Schuld der Monarchen und ihrer Minister, daß die schönen Hoffnungen auf eine Auferstehung des deutschen Reiches mit einer starken Autorität und freien Verfassung zu nichte wurden. Wie so oft stellte sich Verschuldung auf beiden Seiten ein, Mißtrauen, Mißverständniß, Enttäuschung, Haß und Verfolgung. Darunter litt denn auch die Entwicklung der kirchlichen Verfassung, darunter litt vornehmlich die akademische Freiheit der Universitäten. Die enge Verbindung der preußischen Regierung mit dem russischen

Kaiser, die religiös-mystische Stimmung Alexanders flößte in weiten Kreisen den Verdacht ein, daß derselbe etwa Lust habe, die Rolle des Macedoniers in Deutschland zu spielen. Von ihm leitete man vor Allen die Antipathie gegen die deutschen Universitäten her. Die Schriften Stourdza's über die russische Kirche und die von Kotzebue schürten die allgemeine Verstimmung noch mehr. Von der anderen Seite her war seit dem Wartburgsfest die deutsche Burschenschaft in einigen Gliedern zu den gefährlichsten Plänen gediehen. Man spiegelte einzelnen Jünglingen vor, daß ein Männerbund bestehe, der schon die Dolche zum Tyrannenmord geschliffen habe. Eine neue Karte Deutschlands ward schon entworfen. Eidlich verband man sich zur Herbeiführung der Einheit und Freiheit des Vaterlandes. Durch einen Baiern, der in Halle diesen Eid geleistet hatte und beim Huldigungseid Gewissensbedenken empfand, kamen diese finsteren Pläne an den Tag. Die fanatische That Sands zeigte offen vor den Augen aller Welt, wessen eine irre geleitete Jugend fähig sei. So kam es denn, daß die preußische Regierung zu den Mitteln der alten Inquisition wieder griff: von Kamptz hatte bald eine Liste der Mitglieder, auch hohe Militairs waren darunter; Männer, die lange schon in Amt und Würde waren, wurden plötzlich dem Schooß ihrer Familien entrissen und verhaftet. Ja es drohte ihnen der Tod, denn — so hieß es — der Versuch zum Hochverrath verdiene die gleiche Strafe wie der Hochverrath selber.

Freunde und Verwandte Schleiermachers, schließlich auch er selber wurden in diese unerquicklichen Dinge verwickelt. Zuerst de Wette wegen seines unvorsichtigen Briefes an Sands Mutter, in welchem er zwar die That mißbilligt, aber die Gesinnung als ein schönes Zeichen der Zeit gepriesen hatte. Dann Arndt wegen einer gravirenden Aeußerung, die man in seinen Collegienheften über das Verhalten des Königs im Jahre 1809 fand. Jener mußte Berlin verlassen, dieser wurde für lange Zeit seiner

Professur enthoben. Als freisinnige Männer hatten auch Reimer und Gaß zu leiden, ihre Papiere wurden theilweise mit Beschlag belegt. Auch bei Schleiermacher war es nahe daran. Es feierten nämlich die Studenten am 9. Februar 1820 Sonntag Nachmittags in Treptow das Bewaffnungsfest; alle saßen schon bei Tisch, als Schleiermacher kam und unbeirrt durch die Polizeidiener und Pedelle, die vor den offnen Fenstern auf und abgingen, das Glas erhob und sprach: „Meine Brüder und Herren! wir leben in einer Zeit des Kampfes und Streites, aber Preußen ist das Land allgemeiner Wehrhaftigkeit. Auch wir sind nicht unangefochten, rüsten wir uns zum rechten Streit und halten wir uns wehrhaft wider Alles, was uns das Leben uud seine Güter verkümmern will. In diesem Sinne lebe die allgemeine Wehrhaftigkeit!" Bald genug mußte er an Arndt schreiben, daß die ganze Stadt voll davon sei, er werde wegen dieser Gesundheit abgesetzt werden. Das Damoklesschwert schwebte noch länger über seinem Haupte. Als er im August 1822 eine Erholungsreise nach Tyrol vor hatte, wurde ihm der Urlaub verweigert. Er ging nun blos in das schlesische Gebirge. Daher liefen dann auch bald Gerüchte, er sei nach der Festung Glatz gebracht. In der That war eine Untersuchung gegen ihn im vollen Gang. Der Berliner Polizeipräsident beschied ihn, um es möglichst glimpflich abzumachen, zur Vernehmung in die Behausung eines Geheimraths. Aber auf seinen dringenden Wunsch wurde der Termin am 18. Januar 1823 Molkenmarkt Nr. 1 abgehalten. Es wurden ihm ein paar alte Briefe von seiner Hand an Arndt und Reimer vorgelegt, mit allerlei Aeußerungen über das Turnwesen, über den Verdacht gegen die Universitäten und andere dergleichen „Albernheiten"; darin waren indeß auch ein paar bitter scherzhafte Aeußerungen über den König. Er erklärte die ersten Punkte einfach, über den letzten legte er eine allgemeine Beichte ab, daß ihn jene scheinbar unehrerbietigen

Aeußerungen, als sie ihm wieder vorgelesen seien, auf eine erschütternde Weise überrascht hätten, da sie ganz aus seinem Gedächtniß entschwunden waren. Aber er lehnte es ab, nach Aeußerungen beurtheilt zu werden, die aus einem vertraulichen Familienbriefwechsel entnommen seien, in welchem nicht nur die größte Flüchtigkeit unverkennbar sei, sondern auch überall die derbste Sprache vorherrsche. Er berief sich auf seine Anhänglichkeit an Preußens Staat und Herrscher, auf die Tage seit dem Verlust von Halle, auf seine öffentlichen Abendgebete in den Befreiungskriegen, auf die sonntägliche Fürbitte für die Person des Königs. Im Sommer 1823 durfte er auch wirklich eine Reise nach Süddeutschland unternehmen. Diese Reise lag ihm auch deshalb am Herzen, weil er sich umsehen wollte, ob nicht etwa anderswo in Deutschland für ihn Platz sei. „Ich passe nicht", schrieb er an Arndt, „wie Du nach England." Aber ein protestantisches und constitutionelles Land wünschte er sich auch als neue Heimath. Er hatte gute Gründe, Preußen wie ein Land, das ihn ausstoße, anzusehen. Was in den nächstfolgenden Jahren ihm den Aufenthalt in Preußen verbitterte, werden wir sogleich vernehmen. Er fürchtete sich selbst, wie in der Zeit der französischen Invasion, für seine Briefe die Post zu benutzen. Noch 1827 war es nahe daran, daß es eine tragische Katastrophe hätte geben können. Indeß bald wandten sich durch Vermittlung des Kronprinzen die Dinge so sehr zu Schleiermachers Gunsten, daß er selbst in Aussicht für die Generalsuperintendentur von Schlesien genommen ward. Bei dem Ordensfest 1831 wurde er gar mit dem rothen Adlerorden dritter Classe bedacht, und er konnte mit Fug und Recht in dem Dankschreiben an den König die ihm wieder zugewandte königliche Gnade betonen: „als ein freundlicher Stern leuchte der Orden in sein Alter hinein, um manches Trübe und Dunkle in der Vergangenheit zu überdecken." Als endlich im Messager des chambres zu Paris im Februar 1831 eine

Correspondenz aus Berlin Schleiermachers politische Stellung sehr falsch und schief gezeichnet hatte, schickte er dem Redacteur eine Berichtigung folgenden Inhalts: „Ich muß 1) den pomphaften Namen des Großen ablehnen; 2) bin ich nicht der erste christliche Redner Deutschlands, da ich meine Predigten nicht mal aufschreibe; 3) nach der Sprache der protestantischen Kanzel wissen wir von keinen anderen Wünschen des Volkes, als von dem unter dem Schutz und Schirm des Königs ein geruhiges Leben zu führen und dem Ziel der Vollkommenheit näher zu kommen. 4) Es ist sehr wahr, daß mir für einige Zeit untersagt gewesen ist zu predigen, aber das Verbot kam von meinem Arzt; 5) gehöre ich zu keiner linken Seite..... Wäre Ihr Correspondent ein Preuße, so würde er solche Abtheilungen nicht ersonnen haben, am wenigsten eine solche Linke, welche Gedanken an eine Revolution im Hinterhalt hätte. Ich bin sehr sicher, immer auf der Seite des Königs zu sein, wenn ich auf der Seite der einsichtsvollen Männer des Volkes bin." So tief war er für sein Theil von dem Gefühle der Einheit zwischen dem Hause der Hohenzollern und dem preußischen Volke durchdrungen. Seine Klage zwar über das zerrissene deutsche Vaterland verstummte nicht, er erhob sie noch in seinem letzten Lebensjahre. Auch was er in bescheidenem Maße erstrebt und gewünscht hatte, sah er in Frage gestellt. Aber sein König gab ihm bald nach seinem Hinscheiden in einem Schreiben an die Wittwe das ehrenvolle Zeugniß eines großen Denkers, eines trefflichen wahrheitsliebenden Mannes und versicherte, daß er stets von dem hohen Werthe des Verewigten durchdrungen gewesen sei. Und wer wollte, wenn er auch nur diese seine freimüthige, charaktervolle Wirksamkeit als Patriot mit Einem Blick umspannt, sich weigern, dies königliche Urtheil zu unterschreiben? Es wiegt aber noch schwerer, wenn man die Antheilnahme, welche der König und Schleiermacher an den kirchlichen Dingen bewiesen, mit in Anschlag bringt.

19.
Der kirchliche Streit.

Man kann beinahe zweifeln, ob nicht auf kirchlichem Gebiet, je feinere Beziehungen dasselbe betraf, der Zusammenstoß der wider einander streitenden Mächte empfindlicher war, als auf dem politischen Felde. Die großartige Initiative, die mit der Stiftung der Union genommen war, blieb vereinzelt und ohne die rechte nachhaltige Wirkung, als die Zeit der Erhebung und Begeisterung vorbei war. Eine Reihe von Geistern zog sich, seit es bei der politischen Abneigung gegen constitutionelle Formen versäumt wurde, die Kirche in freier Mannigfaltigkeit aus sich selbst sich erbauen zu lassen, entweder einfach auf den Stand der Dinge zurück, den die Reformatoren bei ihrem Nothbau eingerichtet hatten, oder flüchtete in die engen Kreise pietistischer Frömmigkeit, wo Jeder für sich und für seine nächsten Freunde Genüge suchte und fand. Eine gute Schaar treuer Männer stand aber noch auf dem Plan, um den Verfassungsbau der Kirche in großem Style durchzuführen. Dazu gehörte auch Schleiermacher. Es dünkte ihn der beste Weg, die Union im Einzelnen durchzuführen, statt von oben her par ordre sie im Allgemeinen allen Gemeinden aufzunöthigen. Jede wirklich unirte Gemeinde erklärte er für einen Pfeiler, der nicht leicht wieder umzureißen sei, und auf diese müsse hernach das Gewölbe gesetzt werden. Der Grundsatz, von dem er ausging, war und blieb, daß es zur Vereinigung bei den Confessionen keiner dogmatischen Ausgleichung bedürfe und die größte Freiheit in der Annahme des neuen Ritus walten müsse. Auf der Berliner Kreissynode, die unter seinem Präsidium vom 18. August bis 1. September 1818 wieder neun Sitzungen hielt, zum Theil über einen „erzhölzernen" Entwurf zu einer Kirchenordnung, wurden wichtige Beschlüsse in diesem Sinne gefaßt. Es sollte aus allen in einer Provinz

officiell gebräuchlichen Agenden eine gemeinschaftliche gebildet werden mit Hinweglassung alles dessen, was polemisch an den Confessionsunterschied erinnern könnte; jeder Geistliche sollte Freiheit erhalten, daraus zu gebrauchen, was er wolle. Von Katechismen sollten vorläufig der kleine lutherische und der heringsche promiscue gebraucht werden können, nur daß der erste in den Antworten vom Sacrament eine kleine Abänderung erleiden sollte. Das letzte war ein harter Punkt, denn Viele meinten, man dürfe doch an Luthers Werk nicht rühren.

Der Umschwung der Stimmung in einigen Kreisen war ja freilich so beschaffen, daß Schleiermacher, als er seine Reden über die Religion zum dritten Male herausgab, sich fast versucht fühlte, Reden zu schreiben auch an Frömmelnde und Buchstabenknechte, an unwissend und lieblos verdammende Aber- und Uebergläubige. Er hatte im Sommer 1818 schon eine Abhandlung „über den eigenthümlichen Werth und das bindende Ansehen der symbolischen Bücher" geschrieben, die im Reformations-Almanach von 1819 erschien, und auf historischem Wege den Erweis geführt, daß der Bekenntnißtrieb fast immer nur hervorgetreten sei, wenn eine kirchliche Gemeinschaft nach außen hin gegenüber dem Staat Zeugniß von ihrer Lehre ablegen wollte, und daß höchst selten die Richtung nach innen, wie bei der Concordienformel eingeschlagen wurde: das letztere schien ihm auch nicht gerade heilsam und zu einem bedenklichen Zwang zu führen. Solchem Zwange der symbolischen Bücher widersetzte er sich aber mit vielen ehrenwerthen und unvergeßlichen Männern der jüngsten Vergangenheit, und es schien ihm befremdlich und überraschend, daß „einige sich anstellten, als könnten sie einen ganzen uns wohlbekannten und nicht unbedeutenden Zeitraum wie ungelebt machen, die Charaktere, die er unserer Geschichtstafel eingegraben wie mit einem Schwamme wegwischen, und so auf eine viel leichtere Art als sonst mit den alten Zügen

eines codex rescriptus geschehen kann, die Schrift des siebenzehnten Jahrhunderts hervorzaubern und sie uns für unsere eigene aurechnen." Diese Abhandlung sollte etwas Größeres vorbereiten, vielleicht die Dogmatik, an der er im November 1818 noch vor seinem Geburtstag zu schreiben anfing, in dem Bewußtsein, daß sie noch die alten Züge von 1799 an sich tragen werde und die Eintracht mit der Speculation in strengster Schulgerechtigkeit darzustellen habe.

Während er daran schrieb und zum klaren Beweise, wie er es mit der Union meine, auch die Erwählungslehre einer neuen Prüfung unterwarf, um das Recht calvinischer Lehre zu begründen und, was sich neuerlich glänzend bestätigt hat, auch in Calvin die Ader frommen Gefühles und Gemüthes nachzuweisen im Gegensatz zu Denen, die ihn immer nur als kalten Verstandesmenschen schilderten, ging auch der Verfassungsbau der Kirche rüstig vorwärts. Es kam nach den Kreissynoden der vorhergehenden Jahre im Juni 1819 schon zu Provincialsynoden; in der Provinz Brandenburg tagten zwei, zu Berlin und Frankfurt, in den Provinzen Sachsen und Schlesien je drei. Gar bemerkenswerth war es, daß die französisch-reformirten Gemeinden der Mark sich von der Provincialsynode ausschlossen, weil ihren Gemeindeältesten kein Sitz eingeräumt war. Denn daraus erklären sich die Beschlüsse dieser Provincialsynoden, namentlich der Berliner, die Vielen über das Ziel hinauszuschießen schienen. Auch Schleiermacher, der in dem fünfköpfigen Moderamen saß, während Ribbeck präsidirte, rieth nichts zu übereilen. Man dachte aber schon daran, die Kirchengewalt des Landesherrn ganz zu beseitigen, die Synode mit Laien und nicht blos mit Geistlichen zu constituiren, ihr eine gesetzgebende, ja executive Autorität zu verleihen, so daß das Consistorium gleich den Superintendenten aus kirchlichen Wahlen hervorginge. Mehr historische Anknüpfungspunkte für eine solche neue Organisation hatte

die westphälische Provincialsynode in Lippstadt, die im September 1819, gleich den anderen, den sehnlichen Wunsch nach einer Reichssynode, die auch von Seiten der Regierung in Aussicht gestellt war, mit lebhaftem Ausdruck wiederholte. Seit den Karlsbader Beschlüssen war aber wenig Hoffnung zu einem gesunden Fortschritt in dieser Richtung. Zwar verfügte eine Cabinetsordre vom October 1821 noch die Berufung einer Generalsynode. Aber die große Wendung war schon eingetreten, daß der König die Herstellung einer neuen Agende für das ganze Land seinen Hofpredigern übergeben und theilweise selbst in die Hand genommen hatte. „Die Kirchenagende für die königlich preußische Armee" war 1821 als eine verbesserte Gestalt der 1816 eingeführten Liturgie herausgegeben und ward bald danach als „Kirchenagende für die Hof- und Domkirche zu Berlin" eingeführt. Man kann schwerlich verkennen, daß, so sehr der König es ablehnte ein Theolog sein zu wollen, er hiermit doch eine Einmischung in die rein kirchlichen Dinge sich verstattete, wie die Fürsten der Reformationszeit nie sich erlaubt hatten, man nehme denn Friedrich III. von der Pfalz, Heinrich VIII. von England und Jakob VI. aus. Als Willkür und Unfug galt in den Augen des Königs die Mannigfaltigkeit der Agenden; es war ihm befremdend, in der Provinz Westphalen anderen Riten zu begegnen, als in der Provinz Preußen. Und er fragte seine Hoftheologen wegen Abstellung solcher Ungleichmäßigkeit: „Haben wir denn kein ius canonicum, kein ius liturgicum, kein ius circa und in sacra mehr?" Bedenkliche Erscheinungen, welche die kirchliche Ordnung zu durchbrechen drohten, eine Art Prophetenthum, welches bei Magdeburg und in Pommern mit wunderhaften Erweckungen auftrat, gaben jener Frage noch mehr Anrecht, und ihre Bejahung führte zu Untersuchungen, z. B. 1822 gegen die Brüder von Below, die in der Nähe von Stolpe durch ihre Betstunden eine separatistische

Bewegung hervorgerufen hatten. Schleiermacher, der damals trotz der demagogischen Verfolgung das fünfundzwanzigste Regierungsjahr des Königs mit einer meisterhaften Predigt feierte, sich auch sonst gegen wissenschaftliche Angriffe auf seine Dogmatik zu wehren hatte (namentlich gegen seinen Collegen Hegel, der gemeint hatte, wenn es auf das Abhängigkeitsgefühl ankomme, so sei der Hund der beste Christ), sah auch dem kirchlichen Treiben mit aufmerksamem Auge zu. Es waren ja gewiß betreffs der Union solche Cabinetsordres, wie die vom 16. September 1822, und solche Ministerialverfügungen, wie die vom 28. October 1823, daß die Union keine Aufgabe der bisherigen Bekenntnisse sei, ganz in seinem Sinne, nur daß er die gegenseitige Polemik der lutherischen und reformirten Symbole für abgethan erklärte und nicht gemeint war, daraus Fesseln für die Entwicklung der evangelischen Glaubenslehre zu machen. Aber in der Agendensache stand er ganz anders und wurde allmählich zur schärfsten Opposition gedrängt. Der Bonner Professor Augusti, mit dem der König schon früher in Breslau über liturgische Dinge gehandelt hatte, schrieb 1823 zu Gunsten der neuen preußischen Agende. Eine Cabinetsordre spendete ihm besonderes Lob für seine Theorie, daß aus dem Majestätsrecht des Landesfürsten auch ein unbeschränktes Recht zum Erlassen liturgischer Formulare folge, wie Constantin der Große schon seinen Sol daten Gebete vorgeschrieben habe. Viele entgegengesetzte Stimmen ließen sich dagegen vernehmen und griffen die ganze Agende als krypto-katholisch oder krypto-calvinisch oder als starr orthodox und pietistisch an. Manche wurden wegen ihrer Angriffe sogar gerichtlich verfolgt. Auch Schleiermacher schrieb wieder „Ueber das liturgische Recht des Landesherrn. Ein theologisches Bedenken von Pacificus Sincerus. Berlin, 1824", um die Sache klar zu stellen, ein schreckliches Gift für Eylert, der die Einführung der Agende namentlich betrieb, ein

Meisterschuß ins Schwarze für Alle, denen die Selbständigkeit der Kirche am Herzen lag. „Mit Geist und Wahrheitsliebe", wie der König selbst anerkannte, als Schleiermacher auf die Anfrage des Ministers von Altenstein sich zu dem pseudonymen Namen als Träger bekannt hatte, entwickelte er, daß der Antheil der Fürsten an der Herstellung der Liturgie weder aus ihrem Majestäts-, noch aus ihrem kirchlichen Aufsichtsrecht, sondern aus einer stillschweigenden Uebertragung durch die Reformatoren, durch die Kirche selber hergeflossen sei. Das stimmte nicht gerade zu jener königlichen Vorrede der Agende, daß dieselbe anzunehmen sei, wie es „treuen Unterthanen pflichtmäßig gebührt." Es hat sich aber nach manchen Kämpfen als die unleugbare Wahrheit bewährt, trotzdem Schleiermachers College, Marheineke, und auch Augusti damals diese Theorie zu widerlegen suchten. Freilich gelang es, die Agende in der großen Mehrzahl der preußischen Gemeinden zur Annahme zu bringen. Aber jener Grundsatz blieb doch unangetastet, obschon — wie Schleiermacher klagte — eine Masse von Niederträchtigkeit, Kleinlichkeit und Unwissenheit in allen kirchlichen Dingen sich bei dieser Gelegenheit in unserer Geistlichkeit offenbarte. Gunsterweisungen, Orden halfen zur Annahme: Schleiermacher scherzte, propter agenda, non propter acta werde der rothe Adler so oft an Geistliche verliehen. Indeß es kam auch zu ernstlichen Conflicten und gerade in Berlin. Man wollte sich die Agende zwar empfehlen, aber nicht anbefehlen lassen, wie nun doch geschah. Der Berliner Magistrat beschwerte sich, daß so etwas ohne Befragung und Zustimmung der Gemeinden geschehe, das sei wider das Landrecht. Dem gegenüber wiederholten Ministerialrescripte, daß die Agende ja keineswegs dem Katholicismus hold sei, vielmehr den ursprünglichen Lehrbegriff herstelle, und wiesen die Consistorien an, der Willkür im Gebrauch der Agenden ein Ende zu machen. Das Brandenburger Consistorium stellte nun (im Juli 1825) die

Wahl, ob die Geistlichen entweder die alten Agenden oder die neuen in Gebrauch nehmen wollten. Gegen dies Verfahren erhoben zwölf Geistliche, darunter auch Schleiermacher Protest: es hätten die Reformirten von jeher die lutherische, mit der römischen Messe mehr verwandte Form des Gottesdienstes gemieden, die Agende, die dieser nahe stehe, müsse zur freien Annahme gestellt sein und dürfe Niemandem aufgezwungen werden. Die Behörde verordnete Privatverhandlungen mit den einzelnen Geistlichen, jeder hatte die Agende seiner Kirche mit zur Stelle zu bringen. Ein Jahr später, als sie wieder mit der neuen Agende gedrängt wurden, reichten sie von neuem eine Vorstellung ein. Dieselbe erschien mit der früheren Eingabe bald danach im Druck, und so kam es denn im November 1826 nach der guten alten Sitte des Polizeistaats zu einer Vernehmung der zwölf Männer, wer die Eingabe zum Druck befördert habe. Die Sache war noch im Juli 1827 so schwierig und ernst, daß sie vor das Königliche Consistorium geladen wurden und aus dem Munde des Oberpräsidenten vernehmen mußten, wie strafbar ihr Zusammentreten sei, da sie dadurch ihren Gründen ein falsches Gewicht hätten geben wollen: sie hätten es als besondere Gnade Sr. Majestät anzusehen, daß eine weitere Untersuchung über sie nicht verhängt werde. Inzwischen hatte der König selber in einer anonymen Schrift: Luther in Beziehung auf die Preußische Kirchenagende (Berlin, Posen und Bromberg bei Mittler, 1827) sich auf den literarischen Kampfplatz begeben. Gar übel kam der lutherisch gesinnte Scheibel damit an, als er in einer Vorstellung an den König diese Schrift als das Werk eines verkappten Reformirten bezeichnete. Darin war nun entwickelt, daß die neue Agende im vollen Einklang mit Luthers Gottesdienstordnungen von 1523 und 1526 stehe und eben deshalb auch sich mit dem römischen Meßkanon berühre; von Luthers Weise dürfe man in diesem Betracht nicht lassen, damit doch endlich die so dringend nöthige

Einheit des Cultus hergestellt werde. Mit Bezug hierauf ließ Schleiermacher ein Gespräch zweier selbstüberlegenden evangelischen Christen ausgehen. Es schien ihm außerordentlich nahe daran, daß es eine Katastrophe hätte geben können; eine tragische Wendung war auch für die Universität zu fürchten, die mit dem Minister von Altenstein haderte. Er ließ nun in jenem Gespräch schon den Gedanken durchblicken, ob, wenn der Zwang noch weiter greife, nicht etwa nach Art der Herrnhuter eine neue Gemeinde sich stiften und sammeln ließe. Der König hat das Gespräch nach Eylert mit Vergnügen gelesen, er fand die evangelische Kirche in ihrer Unabhängigkeit und Würde gut dargestellt: es schien ihm fortan noch mehr verleidet, wenn man ihn, den Landesherrn, summus episcopus nannte. Die Agendensache kam seitdem auf eine bessere Bahn. Schleiermachers alter Vorschlag, für jede Provinz ein corpus liturgicum herzustellen, kam einigermaßen zur Geltung. Die neue Agende von 1829 schmiegte sich mehr an die provinciellen Eigenthümlichkeiten an, und in Folge dessen verstand auch er sich in jenem Jahre zur Annahme der Brandenburgischen, obgleich er sich nicht an den Buchstaben gebunden wissen wollte. Auch an der Herstellung des neuen Berliner Gesangbuchs arbeitete er mit anderen und nahm es in dem Sendschreiben an den Bischof Ritschl gegen die Angriffe in Schutz, welche Bunsen alsbald in Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung veröffentlichte. Er war im Jahre 1828 in England gewesen: Canning's Tod hatte ihn damals erschüttert. „Welche Rückschritte und neuen Kämpfe bereiten sich vielleicht vor?" fragte er mit einem Blick auf die Weltlage. Mit geharnischtem Worte trat er aber 1829, als er seine Glaubenslehre zum zweiten Male herauszugeben begann, in zwei Sendschreiben an Lücke gegen die Partei der „Evangelischen Kirchenzeitung" auf, deren Führung in den noch jugendlichen Händen Hengstenbergs lag. Schon sah er im Geiste auf der

einen Seite eine radicale Verneinung alles Christlichen, einen Sturmlauf des Unglaubens und auf der anderen Seite düstere Larven, die sich bereits hoben, von enggeschlossenen religiösen Kreisen her, welche alle Forschung außerhalb der Umschanzungen eines alten Buchstaben für satanisch erklärten. Soll der Knoten der Geschichte — so fragte er — so auseinandergehen: das Christenthum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Er fragte so in einer Zeitschrift, die seine jungen Freunde Ullmann und Umbreit leiteten und die bis auf den heutigen Tag in seinem Geiste ehrenvollen Bestand hat, in den „Studien und Kritiken", denen er einst scherzend die Regel vorschrieb: „Keine Studien ohne Kritiken, keine Kritiken ohne Studien." Wie sehr er dabei auf dem Wege einer rechten vollen Versöhnung zwischen dem christlichen, kirchlichen Wesen und der Bildung und Cultur der Zeit Bedacht nahm, wie wenig ihn nach einer schwächlichen Vermittlung und Vertuschung der Gegensätze gelüstete, das zeigte er auch wieder in dem Jahre 1830. Denn als zwei Breslauer Theologen, Daniel Schultz und von Cölln, es nicht gerathen fanden, die Uebergabe der Augsburgischen Confession zu feiern, weil sie mit ihren rationalistischen Anschauungen sich zu derselben nicht mehr bekennen konnten, erließ er ein Sendschreiben an die beiden und zeigte, daß mit der Feier ja nur die Anerkennung der Thatsache in ihrer ganzen Wichtigkeit ausgesprochen sei und dabei die gesundeste Abneigung gegen jede Unterwerfung unter den Buchstaben der Confession gehegt werden könne. Es beunruhigte ihn freilich damals (Nov. 1830) auch, daß nach allerlei Spuren und Anzeichen der König gar an einem neuen Symbol arbeitete: „wie er nur in diesem Augenblick allgemeiner Unruhe dazu Lust und Zeit hat! Der Tanz möchte noch ärger werden, als bei der Agende." Indeß er durfte alsbald sich der wiedergewonnenen Gunst des Königs freuen, „des Sternes, der freundlich in sein

Alter hineinleuchtete." Als Scheibel und sein alter Freund Steffens in Schlesien die altlutherischen Wirren hervorriefen, konnte der Kronprinz gar Schleiermacher, wie wir schon hörten, zur Uebernahme der Generalsuperintendentur in Vorschlag bringen. Seine Gründe zur Ablehnung waren durchschlagend: er wollte den Seinen und seinem schönen, gesegneten Beruf als Prediger und Seelsorger, als Lehrer der akademischen Jugend auch noch den kurzen Rest seiner Tage widmen.

20.

Schleiermachers letzte Tage; sein Charakter.

Die Empfindungen des Alters, daß die Lebensquelle langsamer fließt, daß allmählich in den Kreis der Freunde eine Lücke um die andere gerissen wird, sind auch Schleiermacher nicht erspart worden. Der Tod des Sohnes hatte die Wurzeln seines Daseins erschüttert. Die Cholera des Jahres 1832 raffte seinen Collegen Hegel fort: David Strauß vernahm, als er nach Berlin kam, die Trauerkunde aus seinem Munde zuerst. Er predigte dann, Gott zu danken, daß die verderbliche Geißel wieder entfernt sei. Als Albertini im gleichen Jahre heimging, durchzog ihn das Gefühl dessen, was ihm dieser sein Jugendfreund als Orestes dem Pylades gewesen war, von neuem: einer von denen, die ihm auf seiner Wallfahrt am bedeutendsten nahe getreten, war wieder geschieden. Dennoch zog er noch als ein rüstiger Pilger seine Straße. Die ewige Jugend, die er sich einst in den Monologen geschworen hatte, ward ihm zu Theil. Lachmann erzählte an Jakob Grimm mehrmals bewegter als gewöhnlich von dem flatternden weißen Haar, in dem Schleiermacher rüstig die Berliner Straßen durchschritten und wie ihn das gerührt habe. Lange hielt ihn dann und wann Alexander von Humboldt auf der Straße im Gespräche gefesselt. Schleiermacher fand ihn

als einen Erzliberalen sehr wüthend über den Stand der deutschen Angelegenheiten und klagte auch selbst über die trostlose Zerrissenheit. Oder er wanderte dann wieder auf einer Reise nach Schlesien kräftigen Schrittes den Seinen in blauer Blouse voran, in frischer Gebirgsluft sich von neuem zu stärken zu ungeschwächter Arbeit des Denkers. Schweden sah er während der großen Ferien des Jahres 1833 in Gemeinschaft mit dem Grafen Schwerin. Da lag ihm auch nicht an einer Vorstellung vor dem Gascogner Bernadotte, sondern an den herzbewegenden Natureindrücken, die ihm in Fülle auf den Seen und Bergen entgegenströmten. Auf der Heimreise feierte ihn in Kopenhagen der dänische Dichter Oelenschläger und eine Festversammlung brachte „dem Denker, dem Prediger, insonderheit dem Menschen" einen Gruß des Willkommens. Es freute sich seine Gattin, und sie schrieb es an ihren Sohn nach Aachen, daß der geliebte theure, sich immer mehr verklärende Vater so gestärkt und erheitert zurückgekehrt war. Die Hochzeit ihrer Hildegard mit dem Grafen Schwerin stand bevor. Indeß der Winter, der nun anbrach, sollte auch seinen Heimgang fordern. Er schrieb am 30. Januar 1834 noch an den Sohn, auch von Heiserkeit und Husten. Eine Lungenentzündung entwickelte sich, bald war ernstliche Gefahr: jede Faser in ihm schien wie vom Schmerz zerrissen. Wilhelm von Humboldt besuchte ihn noch und vernahm auf seinem Krankenbette, auf dem er wieder ruhig und schmerzlos lag, das Bekenntniß, wie in ihm die tiefsten speculativen Gedanken völlig eins seien mit den innigsten religiösen Empfindungen. Am Sonntag den 9. Februar entwickelte sich die Entzündung in wenig Stunden zum höchsten Grade. Seine Stimmung aber war fortwährend klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorsam gegen jede Anordnung, nie ein Laut der Klage oder Unzufriedenheit, immer gleich freundlich und geduldig, wenngleich ernst und nach innen gezogen. Am Montag früh fand der Arzt

den Puls und die Züge eines Sterbenden. Tröstliche Worte sprach er noch zur Gattin; Grüße entbot er den Freunden, die er innig lieb gehabt hatte; den Kindern hinterließ er den Johanneischen Spruch: „Liebet euch unter einander." Am letzten Morgen, den 12. Februar, klagte er über heftigen inneren Brand. „Ach Herr, ich leide viel!" so klang sein Todesseufzer. Dann da ihm verboten war, Wein zu trinken, und er doch nicht ohne die letzte Wegzehrung von der Erde scheiden wollte, sprach er, schon mit gebrochenem Auge, den Wunsch aus, das Abendmahl des Herrn zu feiern, der ja auch Wasser mit Wein gemischt habe, und eilend ließ er Brod und Wein und für sich Wasser bringen, betete, dankte und brach das Brod, gab mit den Worten der Einsetzung seinen Lieben zu trinken und trank selber: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut, für euch gegeben, für euch vergossen," so hatte er des Heilands Worte gesprochen und fuhr fort: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens." Mit dem Segen schloß er den feierlichen Augenblick. „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind wir eins," rief er liebenden Blickes der Gattin noch zu. Dann verhauchte er nach wenigen Minuten seinen Geist.

Ein seltener, unvergeßlicher Mann! Es wäre ein Leichtes, Stimmen zu sammeln, Zeugnisse aus allen Parteien innerhalb Deutschlands und weithin bis über den Ocean von dem Eindruck, den seine Persönlichkeit und sein Wirken hinterlassen haben. Nur eine gleiche Stimme der Theilnahme sprach sich in Berlin und überall aus, auch bei Denen, die ihm weniger hold waren. Sein Freund Georg Reimer durfte an Sulpiz Boisserée (2. April 1834) schreiben: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich empfunden und gelitten habe. Der Tod keines Blutsverwandten hätte mich so erschüttern können. Aber ich habe auch fast 36 Jahre mit ihm gelebt und unter mannigfachem Wechsel der Ereignisse

stets Freude und Leid mit ihm getheilt. Und welch ein Mensch war das! Nichts war ihm zu gering, was ein fremdes Interesse berührte und zu dessen Entwicklung seine Mitwirkung angesprochen wurde. Wie sein Leben einer steten Veredlung und Verklärung entgegenging, so war sein Tod die schönste Verherrlichung im Geist, dessen siegende Gewalt noch im Scheiden den Körper zwang, seinem Dienst zu folgen. . . . Und dieser Mann sollte seit längerer Zeit schon einem geknickten Rohr zu vergleichen gewesen sein, der aufgerichtet stand wie eine Ceder des Libanon! Aber freilich verleugnete er nie seinen Glauben an unsern Herrn und Heiland und suchte ihm alle Herzen zu gewinnen, und ermunterte oft unter sichtbar tiefer Rührung und der innerlichsten Bewegung zu seiner Nachfolge und zu seinem Dienst, in gleicher Liebe, Demuth und Hingebung. Solche Gesinnung und ihr Kundwerden erscheint aber Denen, die dem höheren Leben entfremdet sind, als Empfindelei und süßliche Sentimentalität. Gott besser's! Wir aber wollen sein Andenken ehren und an seiner edlen Wirksamkeit uns erfreuen und aufrichten, so lange uns auf Erden zu wandeln vergönnt ist."

Wohin man bei Schleiermachers Freunden und Verehrern hört, es ist der gleiche Ton, den alle anschlagen. Sein liebevolles Gemüth strahlte ihnen überall wie ein Juwel hervor, nicht jene weichliche Art, die nur verwöhnt, sondern auch jene strengere, die erzieht und wie die sengende Flamme auch eine verwundende Spitze hat, aber nicht zum Wehethun, sondern zum Wohlthun. Auf diesem Sichhingeben und Sichwiedernehmen in der Liebe ruhte recht eigentlich seine große mystische Natur, seine straffe Energie des Willens, seine scharfe Denkkraft, seine tiefe Wahrhaftigkeit, und was nicht die kleinste seiner Gaben war, sein fester, ungebrochener Muth, und das Alles aus einem Stück und einem Guß, in ruhiger, reiner Harmonie der verschiedenen Sphären. Er verstand sich mit zartem, feinem Sinne auf die

„lieblichen Kleinigkeiten des Lebens." Auf dem geheimnißvollen Wege ins Innere des Gemüthes begegnen ihm noch gern edle Frauenseelen, und manches seiner geistvollen Räthsel klingt noch wieder im geselligen Kreise. Und doch war er der freie, starke Mann und der redliche Bürger, wie Arndt ihn nirgend anders finden zu können versicherte. Nie war seine Kampfeslust wider den Druck aller Art, nie seine Freudigkeit im Schaffen und Arbeiten zu dämpfen und zu unterdrücken. Er war freilich der Sohn seiner Zeit und stand in ihrem Strome, von jeder Welle im Innersten berührt. Er stand, wie selten Jemand unter der Gewalt des Moments und die Wucht der vorüberrollenden Bewegungen empfand er in seiner geistigen Entwicklung. Aufklärung, Kantische Philosophie, Romantik, des Vaterlandes Fall und Auferstehen, die Krankheiten des gemeinen Wesens, das Weh der eigenen tragischen Schicksale drückten ihre Spuren seinem Gemüthe unaustilgbar ein. Aber doch verlor er fast nie das Bewußtsein seines Berufes, die Zeitgenossen, ihre Gedanken und Bestrebungen jeden Augenblick über sich selber hinauszuführen. Fast nie erlahmte ihm der Schwung der geistigen Production. Er suchte und rang fortwährend aus den umdrängenden Wogen der Zeit und ihrer hochstrebenden Bildung herauszutreten, sein innerliches Leben in der Eigenthümlichkeit und Universalität abzuschließen, die sich gerade in ihm gebildet hatte, gemäß dem seiner Seele eingeborenen Triebe das große Geheimniß der Liebe und der Erkenntniß Gottes auszugestalten und auch Anderen ein Führer und Lehrer zum Leben zu sein, damit der in jedem von neuem geborene Inhalt und Kern des seligen Lebens sich fort und fort verjünge, vertiefe, verewige. Wohl wußte er, in wessen Hand diese weitergehende Bewegung steht. Niemand, so sagt er selbst, hat Gewalt über das Leben, das er erregt hat. Darum war er auch fern von der Anmaßung, Stifter oder gar Schöpfer der modernen Theologie sein zu wollen. Er würde

solche Lobpreisungen, die ihm zu Theil wurden, abgewiesen haben, weil sie ihm zu viel Ehre beilegen. Er wollte nur ein Rad, ein Glied sein an „dem sausenden Webstuhl der Zeit". Es ist dagegen allerdings zu wenig Ehre, wenn man sein Wirken als ganz bedeutungslos für das kirchliche Leben bezeichnet hat, ihm es höchstens als Verdienst anrechnet, eine wohlthätige Mäßigung des Unglaubens im Kreise der Gebildeten herbeigeführt zu haben, sonst aber ihn beschuldigt, daß er viel mehr zerstörend, als bauend gewirkt habe. Grade im Gegentheil hat er auch mitgewirkt „an der Gottheit lebendigem Kleid", das will nach dem alten Gleichniß Cyprians sagen, an dem Bau der Gemeinde Christi, deren Einheit, Freiheit und Reinheit herzustellen ihm am meisten am Herzen lag. Unter all den bewegenden, heroischen und genialen Gestalten, die beim Umschwung des Jahrhunderts im freien Wettkampf ihre Kräfte versuchten und entfalteten, unter den Denkern und Dichtern, den Staatsmännern und Kriegshelden hat Keiner es Schleiermacher hierin gleich gethan. Man mag in Göthe und seines Gleichen den Zug nach unmittelbarer Gemeinschaft mit dem Gott der Natur anerkennen, von seinen Kindheitstagen an, als er im Spiele sein Rauchopfer auf einem Altar anzündete, bis zu seinem letzten Rufe: „mehr Licht!" — ganz anders steht doch Schleiermacher in seinem Suchen nach dem lebendigen Gott der Geschichte, nach dem Gott der Heilsoffenbarung, nach dem Gott in Christo vor unseren Augen da, von seinem kindischen Forschen und Zweifeln an bis zu der Manneskühnheit, die nichts Ueberliefertes gelten läßt, als was die Probe vor dem christlichen Bewußtsein besteht, und bis zu der Verklärung im Tode, als er das Mahl des Herrn Jesu mit den Seinen feierte: überall das gleiche Lebenselement eines im Mutterschooß der Frömmigkeit geborenen, in der Freiheit des Geistes erwachsenen und nun auch durch Todesleiden vollendeten Mannes in Christo. Ohne Frage, hier ist mehr als Göthe,

mehr als schöne Literatur und Philosophie: hier ist Ueberwindung der Welt im Zeichen des Kreuzes, ewiges, seliges Leben. Hier bewährt sich das Wort: „Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist auch Freiheit“: — Freiheit nicht im Sinne einer Partei, sondern so gediegen und so kräftig, daß sie auch den Gegensatz des Widerparts erlaubt und verträgt, ihm Raum und Luft und Sonne und Leben gönnt. Er wollte in seinem lebendigen Glauben an den Heiland nichts ausgeschlossen wissen von dessen Gemeinschaft, was irgendwie die Spur göttlichen Lebens in sich trägt, und so hat er in einer Wende der Zeiten mannhaft vor dem Riß gestanden, das wissenschaftliche und künstlerische Leben seines Volkes durch eine erhebende Thätigkeit weiter gebildet und als ein muthiger, fester, unerschrockener Mann dem großen Gemeinwesen auf das erfolgreichste gedient. Mit goldenen Buchstaben steht darum sein Name in den Annalen des Vaterlandes.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

OCT 5 1933

COLUMBIA UNIVERSITY
0032141483